

ZWEI  
ZWEITAUSENDNEUNZEHN

DAS MISEREOR-MAGAZIN

# frings.

Mode aus Afrika

Wie afrikanische Designer  
den Markt erobern wollen

Slow Fashion

gegen Fast Fashion

Kauf diese Jacke nicht!

Schönheit für alle

Es gibt mehr Hautfarben  
auf der Welt als weiß

**WAS UNS  
ANZIEHT**



**MODE**

ZWISCHEN LEID UND LEIDENSCHAFT



Für Modedesigner  
Franck Youbi zählt  
kein Luxus, aber Krea-  
tivität und Ausdauer



15

Foto: Karin Schembrucker

## inhalt.

### GESICHTER DIESER AUSGABE

Seite 2

### SCHWERPUNKT MODE

#### FOTOSTRECKE

Protest, Avantgarde, Müll

Seite 4

#### LIEBLINGSSTÜCKE

Mode ganz privat

Seite 8, 14, 25 und 34

#### INTERVIEW

Das Geheimnis der Mode

Seite 9

#### SCHWARZ – WEISS

Schönheit für alle – ein Plädoyer

Seite 13

#### WÜRDEVOLL

Junges Design aus Soweto und Douala setzt Trends

Seite 15

#### INDIVIDUELL, BUNT, LEBHAFT, WELTOFFEN

Begegnung mit Rebecca Mir

Seite 22

#### KLEIDERSCHRANKWAHRHEITEN

Kluft zwischen Arm und Reich?

Seite 26

#### INFOGRAFIK

Voll Stoff –

Textilindustrie in Deutschland und Bangladesch

Seite 29

#### SLOW FASHION

Was bringt nachhaltige Mode?

Seite 30

#### GUT ZU WISSEN

Seite 35

Gefragt als Model  
und Moderatorin:  
Rebecca Mir sagt,  
was ihr wichtig ist



22

Foto: Klaus Meilenhain

Schauspieler Diet-  
mar Bär engagiert  
sich für Kinder auf  
den Philippinen



38

Foto: Raffy Lemna

## LIEBE LESERINNEN UND LESER!

„Individuelle, erschwingliche Kleidung verleiht Würde.“ Bei dieser Aussage in unserer neuen „frings-Ausgabe“ kann ich gut mitgehen. Sie stammt vom südafrikanischen Modedesigner Reason Vilakazi, der weiß, wovon er spricht. Er arbeitet im Soshanguve Township nördlich von Südafrikas Hauptstadt Pretoria. Über Jahre hinweg habe ich im Nordosten Brasiliens erlebt, was Reason Vilakazi meint. Zu Festen der Dorfgemeinschaften kamen Frauen und Männer in farbenfrohen, festlichen Kleidern, was oft eine intensive Sorge bei der Vorbereitung mit sich brachte. Das ist Ausdruck von Freude und Unterbrechung vom Alltag und von erfahrenen Ausgrenzungen in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht.

Es ist wichtig, eine Wahl zu haben: ein Kleidungsstück bewusst herzustellen oder auszusuchen, die Kunst einer Modeschöpferin und das Handwerk eines Schneiders wahrzunehmen. Da kenne ich viele Talente weitab von großen Zentren und asphaltierten Straßen. Der Preis sollte auch stimmig sein. Solche Kleidung und Mode wertzuschätzen bedeutet, Qualität und Kreativität den Vorzug zu geben gegenüber eher billiger Massenware, die oftmals unter menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen hergestellt ist.

Über Kleidung und Mode zu sprechen bedeutet, sich mit Themen wie Kultur, Nachhaltigkeit, Fairness, Politik und Gleichberechtigung auseinanderzusetzen. Wir rücken Mode als sich wandelndes Phänomen in den Fokus und zeigen, wie kreativ Modeschöpfer aus Ländern wie Kamerun oder Sri Lanka sind.

Herzlich Ihr

Pirmin Spiegel  
*Hauptgeschäftsführer*  
von MISEREOR



Foto: Olaf Rohlf/MISEREOR

## THEMEN

### PHILIPPINEN

Besuch bei Kindern hinter Gittern

Seite 38

### MANEGE FREI

Mit YouTuberinnen in Rio de Janeiro

Seite 42

## RUBRIKEN

### MITMACHEN

Ideen zum Anpacken und Spenden

Seite 36

### BILDBAND

WAX – Die Farben Afrikas

Seite 44

### DIE MONSTER AUS DEN SCHRANKTIEFEN

Kolumne von Till Raether

Seite 46

### RÄTSEL

Wer hat's gesagt?

Seite 48

### IMPRESSUM

Seite 49

Titel:

Auf der „Soweto Fashion Week“ kommt eine faszinierende Szene junger Designer aus Afrika zusammen und präsentiert die neuesten Mode-Labels und Kollektionen.

Foto: Karin Schernbrucker

Viele weitere Mode-Fotos aus Soweto, Douala und von Rebecca Mir sind zu finden unter:  
[www.misereror/magazin](http://www.misereror/magazin)

# GESICHTER

## DIESER AUSGABE

Lieblingsstück auf Seite 8

Porträt auf Seite 22



Foto: privat

### SUSANNE KAISER

ist Autorin aus Berlin. Sie schreibt Reportagen, Essays und Bücher, am liebsten über Menschen auf der ganzen Welt, meistens jedoch aus dem Nahen Osten und Nordafrika. Aus Klamotten machte sie sich nichts, bis sie Kevork kennenlernte. Durch ihn verstand sie, was Kleidung bedeuten kann, wenn sie einem Menschen Würde verleiht.



Foto: privat

Kommentar auf Seite 13

### CIANI-SOPHIA HOEDER

„Wenn ich in einen Drogeriemarkt gehe, um Klopapier und

Zahnpasta zu besorgen, laufe ich an den kunterbunten und stylischen Haarpflege-Flaschen vorbei, ohne sie zu beachten. Es gibt keine deutschen Produkte für Afrohaare. Das ist schade und sorgt dafür, dass ich mich nicht als Teil dieser (Konsum)-Gesellschaft fühle.“

**Ciani-Sophia Hoeder ist Autorin und Bloggerin**



Foto: Ediger Maag

Feature auf Seite 30

### HEIKE BAIER

hat schon über nachhaltige Mode geschrieben, als Fast Fashion in den 90er Jahren entstand. Die freie Journalistin lebt mit ihrer Familie in Frankfurt und mag es, wenn man einem Kleidungsstück seine Geschichte ansieht. Ihren Kindern vermittelte sie deshalb: Die geflickte Hose ist nicht peinlich, sondern gut für die Umwelt. „Trotzdem gibt es auch in meinem Schrank Fehlkäufe und H&M-Ramsch.“



Foto: Christian Putsch

Reportage auf Seite 15

**KARIN SCHERMBRUCKER**

„Mein Lieblings-Outfit ist ein Paar Schuhe – meine weißen Converse Sneakers. Ich trage schon seit 22 Jahren diese Schuhe. Sie sind für mich immer noch die bequemsten, vielseitigsten und zeitlosesten Kleidungsstücke.“

**Karin Schermbrucker (li.) lebt und arbeitet als freie Fotografin in Kapstadt/Südafrika**

**TILL RAETHER**

„Im Keller hängt immer noch meine liebste dunkelblaue Windjacke von vor 20 Jahren, deren Futter in Fetzen hängt und die Ärmel sind aufgeribbelt, aber eines Tages werde ich den Schnitt abnehmen und mir die Jacke genauso nachnähen lassen. Bis dahin besuche ich sie hin und wieder.“

**Till Raether ist Kolumnist und arbeitet als freier Journalist in Hamburg, unter anderem für Brigitte, Brigitte Woman und das SZ-Magazin.**



Foto: privat

Kolumne auf Seite 44



## PROTEST UND IDENTITÄT

Brazzaville/Kinshasa, Kongo. Ein Sapeur in seinem Wochenend-Outfit. Unter dem Begriff Sapeur versammelt sich mittlerweile die „Gemeinschaft der Nachtschwärmer und eleganten Menschen“. Ursprünglich als soziale Protestbewegung in den 70er Jahren in Brazzaville gegen die politischen Umstände gerichtet, hat sich daraus inzwischen eine Wochenend-Kultur entwickelt, die auch internationale Beachtung in der Modebranche gefunden hat. Die meisten der Sapeurs sind arbeitslos, arm und leben unter prekären Bedingungen. Am Wochenende kleiden sie sich extravagant, um ihrem Lebensalltag zu entfliehen und sich mit neuen Modekreationen zu präsentieren, der einzige Weg, sichtbar zu werden.



## MODE UND MÜLL

Los Angeles, USA. Die Verschmutzung unserer Meere und Küsten mit Plastikmüll ist weltweit ein Problem geworden. Die Serie „Beach Couture: A Haute Mess“ von Marina DeBris zeigt Bilder, die eindrücklich darauf hinweisen. Mit einer Kleiderkollektion, bestehend aus Müllteilen, die an Stränden und direkt aus dem Meer gesammelt wurden, kommen die Verpackungen der Konsumgüter zum Verbraucher zurück. „Takeaway-Queen“ erinnert in grotesker und humorvoller Weise daran, wie viel Reste von einem Fast-Food-Mittagessen oder eines „Coffee-to-go“ übrig bleiben. Ob diese Form des Upcycling sich wirklich durchsetzen wird, bleibt fraglich.



## TRADITION UND AVANTGARDE

Rajasthan, Indien. In einer Sari-Fabrik werden Textilien an der Luft getrocknet. Die über 500 Meter langen Stoffbahnen werden gefärbt und dann über Bambusgerüste gehängt. Die traditionelle Kleidung Indiens variiert von einem Teil des Landes zum anderen, basierend auf Geografie, Klima, Ethnizität und Kultur. Auch nach der Unabhängigkeit im Zuge der zunehmenden Verwestlichung und Globalisierung der Mode hat es Indien geschafft, diesen Teil seiner Kultur zu bewahren. Traditionelle indische Kleidung wie der Sari wird besonders bei Feierlichkeiten wie Hochzeiten und Festivals getragen. Mode aus Asien hat aber auch auf internationalen Laufstegen erfolgreich Einzug gehalten.





# #Mein Lieblingsstück

**Kevork Markarian, 85 oder 82**

Rentner aus Beirut, Libanon

**M**ein Lieblingsstück ist mein weißer Anzug mit dunkler Streifenkrawatte, aber der ist gerade in der Wäsche. Er sieht so sauber aus. Ich bin 85 Jahre alt oder vielleicht auch 82, so genau weiß ich das nicht mehr. Früher war ich sehr arm. Als mein Neffe vor 13 Jahren starb – der einzige, den ich noch hatte – erlitt ich einen schweren Nervenzusammenbruch. Fünf Jahre lang war ich wohl ziemlich verwirrt und lebte ganz schön verwahrlost.

Dann kam ich hierher in den Konvent „Mission of Life“. Die Brüder und Schwestern schenkten mir meinen ersten Anzug. Heute habe ich zwölf, einer schöner als der andere. Das gibt mir Würde. Die Leute denken: In seinem Alter ist er noch so gepflegt und elegant. In der Stadtbehörde beneiden mich alle, weil ich so anmutig bin. Ich werde dort jetzt mit Respekt behandelt. Und geachtet. Das macht mich sehr stolz. Ich bin feiner als der Bürgermeister!

Protokoll: Susanne Kaiser

„Mein Anzug gibt mir Würde. Die Leute denken: In seinem Alter ist er noch so gepflegt und elegant.“

Foto: Klaus Meilenthin

„Sich  
anzuziehen  
ist eine  
**LEBENS-  
KUNST**“

**Barbara Vinken**

über die Frage,  
wer die Hosen anhat,  
Menschen,  
die in Wildnis-Kleidung  
durch die Städte streifen  
und die zersetzende Kraft  
der Mode

Das Gespräch führte  
Birgit-Sara Fabianek  
Fotos von David Klammer



Für Barbara Vinken gibt es in der Mode eine Moral: Für Schönheit und Können sollte man auch einen angemessenen Preis zahlen.

► **Gleichberechtigung, Nachhaltigkeit, Feminismus oder Gender – viele große Themen unserer Zeit werden gerade in der Mode verhandelt, oder?**

**Barbara Vinken:** Das stimmt. Sowohl der Dialog als auch der Konflikt sind in unser Modesystem tief eingeschrieben. Etwa der Konflikt der Klassen, der Machtansprüche und der Geschlechter. Männlich und weiblich ist die zentrale Opposition unserer heutigen Modeordnung. Sie ist extrem gegendert und gibt vor, dass Männer Schmuck und alles Schmückende um den Preis der Macht ablegen müssen, während Frauen die Bürde oder das Privileg haben, modisch zu sein.

► **Wo fängt Mode an?**

Friedrich Nietzsche hat den Anfang der Mode durch das Ende der Tracht beschrieben. Der Anfang der Mode ist der globale Siegeszug des Anzugs. Der männliche Anzug ist das universal erfolgreichste Modestück aller Zeiten und hat in fast allen Ländern die lokale Tracht abgelöst. Das hat auch eine stark imperiale Seite: Kemal Atatürk

etwa oder Reza Pahlavi, der ehemalige Schah von Persien, haben ihren Bürgern das Tragen von Anzügen und westlicher Kleidung verordnet; auch der japanische Kaiser hat mit Gesetzen durchgesetzt, dass Beamte der Eisenbahn und Lehrer im Unterricht westliche Kleidung zu tragen haben.

► **Ist Mode eine Frage der Identität?**

Nein. In diesem Spiel verschieben sich permanent die Unterschiede und deswegen gibt es keine Identität. Mode ist Kultur: Sie ist dynamisch und ohne feste Grenzen, nimmt Einflüsse auf, eignet sie sich an und entwickelt sie weiter, genau das ist auch das Wesen von Mode. Es ist eine Kunst der Übergänge, auch zwischen den Kulturen. Die Textilkunst, die Europa sich angeeignet oder geklaut oder überführt hat, kommt zu großen Teilen nicht aus Europa. Die Stoffe, die Art, Textilien zu weben und herzustellen, die Art zu färben – das sind in überwältigender Mehrheit orientalische Techniken, ob aus China, aus Indien oder Indonesien. Purpur kommt nicht aus Europa, die Par-

fumstoffe kommen nicht aus Europa, Baumwolle kommt nicht aus Europa. In der Mode geht es immer um Aneignung, Enteignung oder Umbesetzung.

► **Funktioniert das auch in umgekehrter Richtung?**

Ja, der Kongo hat ohne Frage den größten Dandy-Stil hervorgebracht, den wir aktuell kennen, die Sapeurs, auch Gentlemen of Bacongo genannt. Die Sapeurs legen im Gegensatz zu europäischen Männern allen Wert der Welt auf ihre Kleidung und haben einen ganz spezifischen Stil geprägt, den man sofort erkennt und der unglaublich erfolgreich ist. Die Sapeurs ziehen sich unglaublich raffiniert und gut an und führen uns so das Bild des Kolonialherren ironisch vor

Augen, indem sie es überbieten. Gerade in dieser Kritik, dieser Ironie und Verschiebung, liegt eine Stärke von Mode.

► **Es gibt Positionen, die kritisieren, dass nicht jeder einfach ein Kopftuch tragen oder sein Haar zu Cornrows flechten dürfe, das sei übergriffig.**

Mode ist ebenso ein Mittel der Integration wie der Abgrenzung. Das mögen manche Leute anders sehen, aber Mode ist kein Identitätsmerkmal, weil es immer auf den Kontext ankommt. Es macht einen fundamentalen Unterschied, ob eine Ordensschwester ein Kreuz um den Hals trägt oder ob die Künstlerin Madonna das tut. Dasselbe gilt fürs Kopftuch: Es ist mittlerweile zu einem High-Fashion-Statement geworden. Mode ist wirklich eine zersetzende Kraft, eine die Identität und Fundamentalismen zersetzende Kraft – zum Glück, aus meiner Sicht.

► **Den Vorwurf, dass Mode sich an fremden Einflüssen bereichere, finden Sie unzutreffend?**

Die Vorstellung, es gebe so etwas wie originäre Mode, ist aus meiner Sicht falsch. Der Hosenanzug, die Hose, der Hut – davor gab es Hauben – das sind Übertragungen der Männermode in die Frauenmode. Aber warum soll festgeschrieben werden, wer die Hosen anhat? Wenn Frauen sie tragen, ist das auch eine Ermächtigung.

#### ► **Wie passen Mode und Emanzipation oder Feminismus zusammen?**

Emanzipierte und feministische Frauen haben es lange für nötig gehalten, Mode abzulehnen, weil darin das Weibliche stigmatisiert wurde, was einer Geschlechtergerechtigkeit entgegensteht. Insofern ist es eine natürliche und verständliche Geste, zu sagen, ich habe Wichtigeres zu tun, als über meine Haare nachzudenken oder in hohen Schuhen herumzustöckeln. Kleidung war ein wichtiger Gestus der Emanzipation. Inzwischen hat sich das umgedreht.

#### ► **Wie meinen Sie das?**

Die Strukturmerkmale, die weibliche Mode ausmachen, werden mittlerweile auf männliche Mode übertragen. Seit 20 Jahren werden weibliche Schnitttechniken in der Männermode verwendet, Anzüge werden körpergerecht geschnitten, sodass sie wie angegossen sitzen; das Spiel von Stoff und

Haut, das heißt transparente Stoffe, Rüschen oder auch Blumenmuster – diese weiblichen Attribute finden sich heute längst auch in der Männermode.

#### ► **Ist Modest Fashion, also sittsame Mode, das neue Normal? Emanzipierte muslimische, aber auch jüdische und bestimmte christliche Frauen, treiben diesen Trend, nicht zuletzt über soziale Netzwerke, voran.**

Modest Fashion ist vor fünf bis sechs Jahren zum großen Geschäft geworden, in demselben Moment, in dem auch die westliche Mode einem Stoffrausch verfiel. Aktuell hüllen sich alle in Stoffmassen und verhüllen ihren Körper. Das heißt, Modest Fashion liegt auch im Trend der Zeit, der besagt: Du musst nicht mehr beweisen, dass du nicht prüde oder verklemmt bist, indem du dich immer freizügiger anziehst. Das ist ein interessantes Zusammentreffen, nicht wahr?

#### ► **Wenn bei H&M oder Zara alle zwei Wochen neue Kleider hängen – folgt Fast Fashion damit einem Bedürfnis der Kunden oder schafft Fast Fashion dieses Bedürfnis erst?**

Schwierige Frage. Mode lebt natürlich vom Kick des Neuen. Aber wenn es alle zwei Wochen eine neue Kollektion gibt, dann kann man nicht mehr von Mode sprechen, wie wir sie kennen.

Denn dann gibt es keinen saisonalen Rhythmus mehr, der für Mode ganz entscheidend ist. Eine Art, mit diesem sich überbietenden Rhythmus umzugehen, ist, ihn zu unterlaufen, was momentan auch zunehmend passiert: Neu ist das Alte, das Umgearbeitete, die Flicker, Vintage-Sachen, Lieblingsstücke.

#### ► **Sie meinen, Fast Fashion hat seinen Zenit überschritten?**

Ja, absolut.

#### ► **Was sagt Fast Fashion über unsere Gesellschaft aus?**

Ein vordergründig lustiges Video hat es vor einiger Zeit mal ganz gut auf den Punkt gebracht: Darin gehen zwei junge Frauen zu Primark und kaufen ganze Tüten voll Kleidung ein. Dann verlassen sie den Laden, es fängt an zu regnen, die Tüten weichen durch und die beiden werfen die Tüten mit den neu gekauften Kleidern in den nächsten Mülleimer.

#### ► **Was passiert, wenn wir uns anziehen?**

Wir geben uns Form, wir verwandeln uns. Sich anzuziehen ist wie Essen eine Lebenskunst, eine zivilisatorische Glanzleistung. Natürlich gibt es immer auch Menschen, die so tun, als seien sie in der Wildnis unterwegs, wenn sie in der Stadt sind. Sie vermitteln durch ihren Kleidungsstil, dass sie Wichtigeres im Leben zu tun haben, als sich anzuziehen. Das ist wie ein Sprechakt, der vermittelt: Ich laufe hier rum, wie ich es will, das geht dich gar nichts an. Meine inneren Werte zählen, nicht meine Kleider: Wenn du zu blöd bist, das zu begreifen, ist das nicht mein Problem.

#### ► **Finden Sie, es gibt so etwas wie Moral in der Mode?**

Ja, ich finde, es gibt eine Moral der Schönheit und des Könnens. Es ist ja unheimlich schwer, ein schönes Kleid zu schneiden, das verlangt großes Können. Fast Fashion dagegen beruht immer auf einem doppelten Diebstahl: Die Konzerne klauen die Schnitttechniken der Designer und berauben die Textilarbeiter eines anständigen Lohns. Ein schönes Kleid, eine gut geschnittene Hose, das sind Kunststücke. Und natürlich sollten wir diese Kunst als Kunden wertschätzen und bereit sein, dafür einen angemessenen Preis zu zahlen. ●

---

Wir danken dem Weltkulturen Museum, Frankfurt für die freundliche Unterstützung.  
[www.weltkulturenmuseum.de](http://www.weltkulturenmuseum.de)

**Barbara Vinken** ist Professorin für Allgemeine Literaturwissenschaft und Romanische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Die Literaturwissenschaftlerin hat Mode zu einem ihrer Forschungsschwerpunkte gemacht und ist in Deutschland eine der besten wissenschaftlichen Kennerin der Mode. Ihr Sachbuch „Angezogen. Das Geheimnis der Mode“, war 2014 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert, 2018 wurde sie für ihre literatur- und kulturwissenschaftlichen Leistungen mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.



# SCHÖNHEIT FÜR ALLE

Mit zehn Jahren begann meine Begeisterung für Modezeitschriften: InStyle, Jolie und meine ehemalige persönliche Bibel, die VOGUE – mit viel Eifer sammelte ich sie. Ich sammelte und sammelte, bis mir dämmerte, dass sie alle eines gemeinsam hatten: Die Frisuren und Make-up-Vorschläge waren für mich völlig ungeeignet. Auch bei den Modestrecken waren fast nie Schwarze Frauen zusehen.

Text von Ciani-Sophia Hoeder

**G**roß, extrem schlank und überwiegend weiß: seit Jahrzehnten wird dasselbe Schönheitsideal auf den Laufstegen dieser Welt präsentiert. Es ist ein europäisches Konzept von Weiblichkeit. Während die Modeindustrie immer globaler wird und internationale Märkte immer mehr in den Fokus geraten, sind nach wie vor nur wenige Schwarze Models in Kampagnen, Magazinen und auf dem Laufsteg zu sehen. Weniger als zehn Prozent der 146 Designer und Designerinnen, die bei den großen Herbstmessen 2018 für die „New York Fashion Week“ auftraten, waren schwarz und nur jedes Siebte der insgesamt 7.608 Models. Die Modebranche gilt als Schiedsrichter für Geschmack und Schönheit und sieht sich auch selbst so. Aber für die vielen Menschen, die von Weitem die Branche beobachten, lautet die Botschaft, die durch diese verzerrte Realität gezeichnet wird: Schwarz ist nicht schön.

Dabei geht es um mehr als ein paar Hochglanz-Gazetten. Unsere Wahrnehmung beruht größtenteils auf visuellen Prozessen. Das bedeutet, Film, Fernsehen, Zeitschriften und die sozialen Netzwerke setzen das Schönheitsideal. Wenn wir wiederholt sehen, dass glattes, seidiges Haar mit Schönheit, Beliebtheit und Wohlstand verknüpft wird, dann wird dies zum allgemeingültigen Verständnis von Attraktivität. Selbst in Ländern, in denen kaum jemand glatte Haare hat. Natürliche Afrohaare dagegen werden fast nie präsentiert, und falls doch, werden sie als „exotisch“ oder „wild“ gelabelt. Das führt auf Dauer dazu, dass alle Haartypen jenseits von glatt als „anders“ empfunden werden. Und eben nicht als schön. Diese psychologischen Muster beeinflussen Menschen von Norwegen bis Brasilien. Mit gefährlichen Folgen: So sind extrem schädliche Bleichcremes für die Haut von Kapstadt bis Neu-Delhi ein Verkaufsschlager. Und in Ostasien lassen sich Frauen die Augenform per OP verändern.

Die einseitige Darstellung von Attraktivität und Schönheit hat leider System. Der weiße Beautystandard setzt sich bereits in der Ausbildung des Fotografen und der Fotografin durch. Sie lernen, weiße Personen auszuleuchten und nicht schwarze. Make-up-Artisten und Artistinnen lernen nie, dunkle Hauttöne zu schminken. So kommt es, dass Models weltweit berichten, dass die Make-up-Teams am Set schon allein mit ihrer Anwesenheit überfordert seien. Rassistisches Denken führt dazu, dass es nur wenige Model-Jobs für Schwarze Menschen in der Mode- und Beautyindustrie gibt. Meist gilt die Regel, dass eine „Exotin“ am Set reiche. Und nach wie vor bekommen hellere (light-skinned) Schwarze Models leichter einen Job als ihre dunkleren (dark-skinned) Counterparts.

Groß, extrem schlank  
und überwiegend weiß –  
seit Jahrzehnten dasselbe  
Schönheitsideal



Doch es bewegt sich einiges. Ein Beispiel ist der Erfolg von Fenty. Das Kosmetikunternehmen wurde von US-Sängerin Rihanna gegründet. Mehr als zwei Jahre arbeitete das Team an insgesamt 40 Grundfarben und schloss jedes Farbspektrum ein – von sehr hell bis ganz dunkel – mit dem Wunsch, Make-up für alle Menschen zugänglich zu machen. Der Erfolg gibt Fenty Recht: Nach nur 15 Geschäftsmonaten erzielte das Unternehmen 570 Millionen US-Dollar Umsatz. Andere Marken, CoverGirl, Maybelline und Dior, zogen nach und erweiterten ihr Farbspektrum. Diese Entwicklung wird bereits der Fenty-Effekt genannt. MAC geht sogar weiter und hat nun 60 Farben im Sortiment. Die Kosmetikindustrie merkt: Es gibt mehr Hautfarben auf der Welt als Weiß.

## Es gibt mehr Hautfarben auf der Welt als Weiß

Dieser Boom bringt auch in Deutschland den Stein langsam ins Rollen. Unter dem Motto „Weil Sichtbarkeit das Wichtigste ist“ startete die deutsche Digitalversion

der VOGUE im Mai dieses Jahres mit einem Feature: Aminata Belli, Sandra Lambeck, Nikeata Thompson, Mo Asumang und 24 weitere deutsche People of Color (dies ist eine politische Selbstbezeichnung für Menschen, die als nicht-weiß angesehen werden und wegen ethnischer oder rassistischer Zuschreibungen von Rassismus betroffen sind) zierten die Startseite von Vogue.de mit der Frage: „Wie können wir in einer Serie über People of Color (PoC) das nachholen, was schon längst hätte stattfinden sollen?“ Aber die eigentliche Frage lautet: Wie kann sich dauerhaft etwas verändern? Solange Schwarze Models, wenn überhaupt, nur auf dem Plakat zu sehen sind, Menschen mit asiatischem oder orientalischem Hintergrund höchstens in einem Special Platz haben, statt in Chefpositionen der Beauty- und Modeindustrie, bleibt Vielfalt ein hohles Werbeversprechen. Doch jeder vierte Deutsche hat bereits einen Migrationshintergrund, was zeigt: Vielfalt ist unsere Lebensrealität. Außer in der Beauty- und Fashionwelt. ●



## #Mein Lieblingsstück

**Refilwe Mpobole, 27**

Künstler aus Soweto, Südafrika

Ich habe kein Motorrad, aber eine Motorradjacke. Schwarz, aus Leder. Vor acht Jahren habe ich sie an einem Sonntagmorgen gebraucht in einem Laden in der Innenstadt von Johannesburg gekauft.

Wenn ich die Jacke trage, fühle ich mich stark. Ich stelle mir vor, welche Abenteuer der Vorbesitzer mit ihr erlebt hat. Jetzt sind es meine Abenteuer, die dieser Jacke noch mehr Leben geben. In Soweto ist es wichtig, seinen eigenen Stil zu haben. Individuell zu sein. So war das schon vor 70 Jahren im Stadtteil Sophiatown in Johannesburg: Vor der Umsiedlung während der Apartheid gingen die schwarzen Bewohner hier aus, vor allem in Jazzclubs. Ich schaue mir oft die alten Fotos an. Die Anzüge wirkten britisch, mit einem afrikanischen Touch durch minimale Anpassungen, kleine Schneiderarbeiten. Niemand sonst hat so eine Jacke wie ich, sie ist uralte, zeitlos. Ich werde oft darauf angesprochen, Freunde wollen sie mir abkaufen. Aber ich werde sie nur einem geben: meinem Sohn Tshepang.

Protokoll: Christian Putsch

„In Soweto ist es wichtig, seinen eigenen Stil zu haben.“



DER  WERT DER   
WÜRDE

Lange hat die Jugend Afrikas bei der Wahl ihrer Kleidung Richtung Westen geschieft. Das ändert sich gerade gewaltig. Afrikanische Mode-Designer erobern mit lokal entworfener und produzierter Kleidung den Markt.

Text von Christian Putsch

Fotos von Karin Schermbrucker

**E**s war das wohl schwierigste Gespräch in Franck Youbis Leben. „Vater, ich werde keine Häuser bauen“, verkündete der Sohn das vorzeitige Aus seines Architektur-Studiums, „ich werde Mode-Designer.“ Der Vater erschrak. Das bisherige Studium lief doch sehr erfolgreich, bereits seit drei Jahren. Wie wollte sein Sohn mit Mode, dieser in Kamerun so brotlosen Kunst, seinen Lebensunterhalt bestreiten, gar eine Familie ernähren können? Und überhaupt: War die ganze Branche nicht irgendwie unmännlich?

Sieben Jahre später sitzt Youbi, inzwischen 31 Jahre alt, zwischen Nähmaschinen in seinem Studio am Stadtrand von Kameruns Wirtschaftsmetropole Douala. Er erinnert sich an diese schwierigen Stunden und die ewigen Diskussionen. Dann lächelt er. „Inzwischen weiß auch mein Vater, dass es die richtige Entscheidung war“, sagt er. Der Weg, der hinter ihm liegt, war nicht einfach – der Weg, den er

vor sich hat, wird es auch nicht sein. Doch sein Modelabel „Sassap“ ist heute vor allem mit knallbunter Straßenmode in Kameruns Jugendszene fest etabliert. Er beschäftigt zehn Mitarbeiter, fünf davon in Vollzeit. „Wir haben uns unseren Platz erobert“, sagt Youbi.

Ein Kampf um jeden Kunden ist es jeden Tag. Sobald eine neue Kollektion fertig ist, organisiert Sassap kleine Feste für die Community und für Freunde. 500 Menschen versuchen sie direkt zu erreichen, alle anderen über Mundpropaganda. In Douala, so erzählen es viele Designer, machen die Menschen ihre Kaufentscheidungen vom persönlichen Kontakt abhängig. Ein hartes Geschäft, gerade jetzt, wo die englischsprachigen Regionen Kameruns gewaltsam um ihre Unabhängigkeit kämpfen. Der Konflikt mit den Truppen der frankofon dominierten Regierung wird Hunderte Kilometer von Douala entfernt ausgetragen, doch er droht auch hier die Wirtschaft zu ersticken.

Aber Youbi, ein hoch aufgeschossener, stolzer Unternehmer, ist an Widrigkeiten gewöhnt. Sie gehören für ihn dazu. Sein Jahresumsatz liegt bei umgerechnet 6.000 Euro, der Gewinn bei 3.000 Euro – sein Label investiert in seine Infrastruktur und verzichtet auf jeglichen Luxus. Das Studio liegt in einem renovierungsbedürftigen Wohnblock. Derzeit gibt es kein fließendes Wasser, sie müssen es in großen Kanistern die Treppen hochschleppen. Aber Strom ist da. Und Kreativität. Ausdauer. Das reicht vorerst.

Zuletzt ging es trotz der wirtschaftlichen Krise in Kamerun bergauf für Franck Youbis Label – auch wegen der Unterstützung von MISEREOR, das über die örtliche Partnerorganisation CODAS-Caritas zahlreiche Mode-Designer wie ihn logistisch und fachlich unterstützt. Mit dieser Unterstützung konnte Youbi sich neue Maschinen kaufen, sodass er jetzt mit der Qualität der zahlreichen importierten Modeprodukte konkurrieren kann. „Ich bin sicher“, sagt er voller Optimismus, „in zehn Jahren werden wir unsere Mode weltweit verkaufen.“



Das Modelabel „Sassap“ ist mit Straßenmode in Kameruns Jugendszene etabliert. Mundpropaganda spielt dabei eine große Rolle.



**Kreativität und Ausdauer**  
reichen Franck Youbi und  
seinen Mitarbeitern für  
eine neue Kollektion.  
Auf Luxus verzichten sie.

geborene Duro Olowu macht weltweit von sich reden, seine Entwürfe wurden von Prominenten wie der ehemaligen First Lady Michelle Obama, der Schauspielerin Uma Thurman und der Sängerin Solange Knowles getragen. Seine Landsfrau Folake Folarin-Coker war die erste Afrikanerin, deren Arbeit zwei Jahre in Folge bei der „New York Mercedes Fashion Week“ präsentiert wurde. Das Wirtschaftsmagazin „Forbes“ listet sie als eine der einflussreichsten afrikanischen Frauen.

Immer mehr Mode-Designer des Kontinents versuchen, in diese großen Fußstapfen

Mit dieser Einstellung haben es in den vergangenen Jahren viele afrikanische Designer nach oben geschafft. Der in Nigeria

zu treten. Oder zumindest ihren Lebensunterhalt mit der Produktion von Mode zu bestreiten – und dabei dem Mainstream von nach Afrika expandierenden Fast-Fashion-Konzernen wie „H&M“ afrikanische Identität und Individualität entgegenzusetzen. Viele nutzen dafür lokal produzierte Stoffe und helfen bei der Wiederbelebung der Textilbranche. Noch immer sind knapp zwei Drittel der afrikanischen Exporte Rohstoffe oder kaum verarbeitete Produkte. Bei der

dringend nötigen Industrialisierung des Kontinents ist die Bekleidungsindustrie wegen vergleichsweise geringer Investitionskosten ein geeigneter Startpunkt mit enormem Beschäftigungspotenzial. Das gilt auch in Asien für Länder wie Bangladesch und Vietnam, wo seit Etablierung der Textilin-

In zehn Jahren  
werden wir unsere  
Mode weltweit  
verkaufen



Importe aus Asien konkurrieren mit dem Textilmarkt in Afrika. Die 70-jährige Mode-Designerin Mireille Nemale macht das wütend.

dustrie auch das verarbeitende Gewerbe in anderen Bereichen gewachsen ist. In Afrika dagegen gingen in der Textilbranche während der vergangenen 20 Jahre Hunderttausende Jobs verloren. Die Gründe waren Marktliberalisierungen und zunehmende Importe aus Asien – von dort werden sogar Stoffe für traditionelle afrikanische Kleider eingeführt. Mireille Nemale macht das wütend. „Wir haben es selbst in der Hand, das zu korrigieren“, sagt die 70-jährige und wohl erfahrenste Mode-Designerin Kameruns. Über 200 Mode-Designer hat sie an ihrer Akademie ausgebildet und führt darüber hinaus auch nach einem halben Jahrhundert in der Branche erfolgreich mehrere Boutiquen in Douala.

Lange habe die Jugend des Kontinents bei der Wahl ihrer Kleidung Richtung Westen geschiebt, sagt Nemale. Doch in

den vergangenen Jahren habe es in Kamerun und einigen anderen Ländern mit der Unterstützung örtlicher Prominenter einen Sinneswandel bei den Konsumenten gegeben – seitdem würde verstärkt lokal entworfene und produzierte Kleidung gekauft. „Wir haben auf Festivals und in Kampagnen vehement für unsere Leute geworben“, sagt sie, „aber das kann nur der Anfang sein.“

Mancher Minister in Kamerun zittert vor ihr. Sie scheut sich nicht, die Mächtigen persönlich zu kritisieren, wenn diese ihre Anzüge in Europa statt vor Ort kaufen. Oder weit langsamer als Länder wie Ruanda oder Nigeria gesetzlich gegen den Import von Gebrauchtkleidung aus Industrienationen vorgehen – einer der Gründe für den Niedergang der örtlichen Mode- und Textilindustrie. Auch in Kamerun hat das Parlament ein Importverbot beschlossen. Umgesetzt ist das Gesetz aber noch immer nicht.

## Die Mode Kameruns verdient es, auch auf anderen Kontinenten gezeigt zu werden

Wer sich in diesem Umfeld durchsetzt, der muss zäh sein. Wie Christel Nzitchoum, 37. Sie betritt mit zwei Models an der Seite das rustikal-charmante Strandrestaurant „Le Dernier Comptoir Colonial“ und zeigt einige der aufwendigen Entwürfe ihres Labels „Cousin“ – ein spektakulärer Mix von Einflüssen aus Kamerun, ihrer Ausbildung in Indien und dem Senegal sowie einigen Jahren Berufserfahrung in den USA. Ihre Eltern, ein Lehrer und eine Schneiderin, investierten jeden verfügbaren Cent in ihre Ausbildung.

Wenn du es hier schaffst, dann kannst du es überall schaffen, sang Frank Sinatra einst über New York. Douala, möchte man anmerken, ist das schwierigere Pflaster. „Dort ist mein Herz, meine Heimat, meine Inspiration“, sagt Nzitchoum. Ihre Verkäufe sind wegen des Unabhängigkeitskampfes in den englischsprachigen Provinzen Kameruns um die Hälfte eingebrochen, anders als in Ländern wie Äthiopien oder Ruanda gibt es für Existenzgründerinnen wie sie keine Regierungsunterstützung. Auch die Banken gewähren nur selten Kredite – und wenn, dann mit enormen Zinssätzen.

„Ich schaffe es auch so“, sagt die Designerin, deren Firma immerhin einen Jahresprofit von umgerechnet 18.000 Euro erwirtschaftet. Ein Outfit ihres Labels kostet über 200 Euro, in der gehobenen Mittelschicht gibt es trotz Krise genügend Kunden, die bereit sind, diesen Preis zu zahlen. Langfristig strebt sie die Massenproduktion an. Die Mode Kameruns verdient es, auch auf anderen Kontinenten gezeigt zu werden. „Ich möchte dafür die Botschafterin sein“, sagt Nzitchoum selbstbewusst. Dieses Potenzial findet man in vielen



Sibu „FDB“ Sithole und James Letwaba gehören zum „Smarteez“-Kollektiv, einer Gruppe extravaganter Kreativer aus Soweto.

Ländern Afrikas. In Südafrika zum Beispiel, wo es besonders in Soweto, dem größten Township, eine faszinierende Szene junger Designer gibt. Unter ihnen ist niemand charismatischer als der dutzendfach tätowierte Sibu „FDB“ Sithole, 35, der auf der „Soweto Fashion Week“ im Mai dieses Jahres zu den am meisten gefeierten Künstlern zählte.

Seine Kleidung verkauft er in einem trendigen Geschäft auf der Vilakazi-Street. Eine Top-Adresse. Einst lebte ein paar Häuser weiter unten Nelson Mandela, heute ist die Straße gleichermaßen Anlaufpunkt für Touristen wie für Johannesburgs Mittelschicht. Berühmt wurde Sithole als Gründungsmitglied des „Smarteez“-Kollektivs, einer Gruppe junger Kreativer, die es sich vor einigen Jahren zur Aufgabe machte, einen eigenen extravaganteren Stil zu etablieren.



Viele afrikanische Designer nutzen lokal produzierte Stoffe und helfen bei der Wiederbelebung der heimischen Textilbranchen

„For Da Bourgeoisie“, war sein selbstironisches, mit Slang formuliertes Motto: im Dienste des Bürgertums. Die Abkürzung davon – FDB – ist heute sein Markenname. Wer mit Sithole durch die Straßen des Townships läuft, kommt kaum weiter, weil er immer wieder angesprochen wird. Es gibt kaum jemanden, der ihn nicht kennt.

Trotz der schillernden Outfits betreibt auch Sithole sein Studio in bescheidenen Verhältnissen. Mit dem Designer James Letwaba, 28, teilt er sich eine kleine Hütte mit Wellblechdach in einem Hinterhof. Zwei nackte Glühbirnen an der Decke, Nähmaschinen, Büsten, Regale mit Hunderten von Fäden. Überall liegen teils fertige, teils halbfertige Entwürfe. An der linken Hand trägt Sithole 22 Ringe, an der rechten keinen einzigen, „das ist meine Arbeitshand“. Mit ihr hält der

Designer jetzt eine gewaltige Schere und schneidet immer neue Ideen in die Stoffe, jeden Tag, an den Fingern hat er dicke Hornhaut. Er fasst sich an die Stirn: „Hier drin habe ich mein Skizzenbuch.“ Die größte Inspiration sei für ihn das Werk des verstorbenen deutschen Modeschöpfers Karl Lagerfeld. Aus Lautsprechern tönt seltsame Musik, die er als mongolischen Kehlkopfgesang vorstellt. Nebenbei



Für Christel Nzitchoum ist Kamerun Heimat und Inspiration. Sie möchte ihre Mode aber auch auf anderen Kontinenten zeigen.

arbeitet Sithole als DJ, doch er ist zuversichtlich, bald allein von seiner Mode leben zu können. „Die Leute in Soweto lieben

Individualität, Mode ist für uns enorm wichtig“, sagt er. Die südafrikanische Regierung unterstützt die Branche, sie finanziert zunehmend Fashion Shows, bei denen sich aufstrebende Unternehmer wie Sithole etablieren und vermarkten können. Sie verspricht Zehntausende neue Jobs in der Textilbranche – wenngleich die Produktion zuletzt vier Jahre in Folge geschrumpft ist. Im vergangenen Jahr sogar um 2,4 Prozent. Der Weg zum nachhaltigen Erfolg bleibt also steinig. Sithole lernte sein Handwerk an einer Modeakademie. Als sich die Familie die Gebühren nicht mehr leisten konnte, ließ er sich von seinen Kommilitonen die Notizen des Unterrichts zum Zaun der Schule bringen – und lieferte so gute Arbeit, dass er die Ausbildung mit einem Stipendium doch noch beenden konnte. So individuell wie er sollen auch seine oft maßgefertigten Outfits bleiben, die als Unikat umgerechnet rund 120 Euro kosten.

Im Soshanguve-Township nördlich von Pretoria träumen die Designer von „Konka Republic“ dagegen von der großen Verbreitung ihrer Ware. Die Designer Muzi Hlophe, 33, und Reason Vilakazi, 32, kennen sich seit ihrer Kindheit. Sie sind auf Denim-Stoffe spezialisiert, mit Leder kombinierte

## Start-Up-Förderung

Das Diözesankomitee im Erzbistum Douala, „CODAS Caritas Douala“, hilft jungen Erwachsenen in Kamerun, wirtschaftlich selbstständig zu werden. Die von MISEREOR mitgetragene Organisation finanziert seit 2005 die Berufsausbildung von Jugendlichen und kooperiert dabei mit örtlichen Unternehmen und Branchenexperten. CODAS hilft auch bei Existenzgründungen, wie etwa von talentierten Mode-Designern wie Franck Youbi in Douala.



Muzi Hlophe und Reason Vilakazi träumen im nördlich von Pretoria gelegenen Soshanguve-Township von der „Konka-Republic“

Jeans-Outfits, die bei der urbanen Jugend enorm populär sind. „Die Leute sehen unsere Kleidung in den sozialen Netzwerken und bestellen sie anschließend auch darüber“, sagt Hlophe. Der südafrikanische Markt gehört zu den attraktivsten Afrikas, nirgends sonst sind internationale Modemarken so präsent.

Doch davor sei ihm „nicht bange“, sagt Vilakazi, „niemand tut, was wir tun.“ Prominente DJs tragen seine Outfits, täglich kommen neue Kunden vorbei. Derzeit entwickelt das Label einen eigenen Webshop, in der Zukunft wollen sie mit einer großen Supermarktkette kooperieren. Zugang zur Finanzierung durch Banken haben auch sie mangels Kreditsicherheiten nicht. Dafür aber unerschütterlichen Optimismus. „Selbst die Ärmsten der Armen legen

den größten Wert auf ihre Würde“, sagt er, „und individuelle und erschwingliche Kleidung verleiht Würde.“ Auch Designer Franck Youbi aus Kamerun bleibt zuversichtlich und vertraut auf seinen Aufstieg. Es sei doch einfach, sagt er: Wenn man sich für etwas entscheide, müsse man es durchziehen. Egal wie. Manchmal, wenn die Geschäfte nicht so laufen, schleichen sich in ruhigen Momenten auch bei ihm Zweifel ein. „Dann erinnere ich mich daran, wie sehr ich diesen Job liebe“, sagt er, „und es geht weiter.“ ●



Christian Putsch gilt im Freundeskreis nicht unbedingt als Mode-Ikone, aber als einer, der Kreativität zu schätzen weiß. Die ist ihm während seiner zehn Jahre als Afrika-Korrespondent der WELT oft begegnet, selten aber so intensiv wie bei der Recherche über Mode-Designer in Südafrika und Kamerun. Aufgewachsen ist der 40-Jährige in Wuppertal, nun lebt er in Kapstadt.

A woman with long, dark, wavy hair is smiling and standing in a room. She is wearing a white, double-breasted suit with large buttons. The background is a wall made of large, light-colored stone tiles. In the foreground, there is a patterned sofa with gold and brown tones. The text 'LANGE WEILE UNBEKANNT' is overlaid on the image in large, bold, white letters.

**LANGE WEILE  
UNBEKANNT**



Für Model und Moderatorin **Rebecca Mir** gehört kulturelle Vielfalt ebenso zur Modewelt wie Disziplin und Pünktlichkeit. Ihre Weltoffenheit hat sie schon in ihrer Familie gelernt. In einer Berliner Künstler-Wohnung gibt sie Einblicke in das, was ihr wichtig ist.

Text von Susanne Kaiser | Fotos von Klaus Mellenthin

**W**enn Rebecca Mir für den Fotografen posiert, dann folgen ihre Bewegungen ganz dem Sound: dynamisch, rhythmisch, geschmeidig. Nur: Es läuft gar keine Musik. Jedenfalls nicht so, dass auch die anderen sie hören könnten. Das Team rund um Fotograf Klaus Mellenthin arbeitet still und routiniert vor sich hin. „Ich bin es nicht gewohnt, dass es bei Fotoshootings so ruhig zugeht“, erklärt das 27-jährige Model schulterzuckend und bewegt sich weiter in ihrem eigenen, unhörbaren Takt.

Das begeistert Jesko, die eine Hälfte des Künstlerpaars „Lili und Jesko“, das seine Wohnung für das Shooting zur Verfügung gestellt hat. Der Künstler hat selbst gerade unhörbare Musik gemacht und mit Kopfhörern am Küchentisch seinen Bass gespielt, als stünde er auf der Bühne. Es ist 11 Uhr vormittags, Jesko ist jetzt wach. Feierlich überreicht er Rebecca seinen Bass. „Andersherum“, kommt es gleich aus mehreren Richtungen, als sich das Model mit dem Instrument an den Küchentisch setzt. „Nee, ich bin Linkshänderin“, gibt sie gut gelaunt zurück und greift beherzt in die Saiten – als Kind hat sie mal Harfe gespielt und das ist ja irgendwie so ähnlich.

Die Kunsträume in der Berliner Altbauwohnung erzeugen eine fabelhafte Atmosphäre: Bemale oder mit Silber bedruckte Leinwände hängen wie Tapeten von den Stuckdecken herab, überall stehen, liegen oder hängen Bilder, auf Staffeleien, auf dem Boden oder an den Wänden. Dazwischen zu Haufen aufgestapelte Pinsel, Far-

ben in Einmachgläsern, aus Dosen designte Lampen, Hocker und dezent farbige Vasen und Kissen, silbern bedruckte Vertikos, eine hellblaue Kindergitarre – eine perfekt aufeinander abgestimmte Sammlung von liebevoll gestalteten Gegenständen – alle Unikate. Dieses Ambiente passt zu Rebecca Mir, ist so indi-

viduell, bunt und lebhaft wie die junge Frau selbst. Seit ihrem Erfolg bei Germanys Next Topmodel arbeitet sie als Model und Moderatorin und erlebt eine „Achterbahn der Gefühle“, wie sie es nennt. Bei MISEREOR gibt es die Geschichte, dass sie dort entdeckt wurde. „Stimmt!“, fällt Rebecca wieder ein. Bei einer Modenschau von Designern und



Als Bühne reicht eine Küche, als Utensil ein Bass: Rebecca Mir lässt sich gern durch neue Situationen inspirieren.

„Ich bin neugierig und will so viel entdecken.“

Schneiderinnen aus dem Globalen Süden stand sie als 17-Jährige zum ersten Mal auf dem Laufsteg. „Ich hatte ein sehr schönes, langes, weißes Kleid aus Afrika an“, erinnert sie sich zurück. „Handgearbeitet. Da hat eine Schneiderin sehr viel Energie, Leidenschaft und Zeit hineingesteckt. Und ich durfte es präsentieren“, sagt die junge Frau ein bisschen stolz.

Das war vor zehn Jahren, langweilig geworden ist es ihr seitdem nie. Obwohl Rebecca sich auch andere Berufe hätte vorstellen können: Juristin, Ärztin oder Chemikerin. Auch als Kind wollte sie vieles werden: Tierärztin, Feuerwehrfrau, Polizistin. Jede Woche etwas anderes. Deshalb ist das, was sie macht, ihr Traumjob, denn er ist vielfältig, wandelbar

## Aus kultureller Vielfalt holen sich Modeschöpfer Inspiration

und immer wieder irgendwie neu. Wer sich jetzt vorstellt, dass er auch leicht ist, irrt: „Morgens sehr früh aufstehen, von einem Termin zum anderen hetzen, viel Disziplin und Pünktlichkeit, kein Wochenende“, zählt Rebecca auf, worauf es in der Mode- und Fernsehwelt wirklich ankommt. „Aber ich bereue nichts“, betont das Model gleichzeitig. „Denn ich darf tolle Kleider präsentieren, vor allem das Bunte macht mir Spaß. Außerdem liebe ich es zu reisen, ich habe durch meinen Beruf so viel gesehen von der Erde – dafür bin ich dankbar“, so erzählt sie begeistert von ihrem Job. „Ich bin neugierig und will so viel entdecken. Manche Orte sind wie eine andere Welt: New York zum Beispiel ist so fern von dem, wie wir hier leben. Oder Thailand.“

Einmal ließ Rebecca einen DNA-Test machen, weil sie wissen wollte, aus welchen Teilen der Welt ihre Vorfahren stammen: Aus Afghanistan, was sie schon wusste, weil ihr Vater dort aufgewachsen war, bevor er mit seiner Mutter und zwei Geschwistern nach Deutschland floh. Aber auch aus Schweden, Irland, Deutschland, Spanien, Amerika – eigentlich von überall her. „Andere Kulturen faszinieren mich“, erklärt die junge Frau. Besonders beeindruckt sie Lebensweisen, in denen Zeit und Geld einen anderen Wert haben: „In Italien sind die Menschen so voller Lebensfreude. Die alten Leute setzen sich abends zusammen auf den Marktplatz, trinken Espresso und verbringen Zeit miteinander. Das ist beneidenswert.“ Vor allem die Heimat ihres Mannes, des Tänzers Massimo Sinató, hat es ihr angetan. Für Rebecca ist kulturelle Vielfalt eine Stärke, gerade auch für die Modeszene: „Designer aus Paris oder Mailand holen sich ihre Inspiration von überall auf der Welt, von den Menschen auf der Straße.“

Seit Jahren setzt sich das erfolgreiche Model deshalb auch für Kinder mit Migrationsgeschichte in Deutschland ein. Rassismus und Debatten über Abschiebungen sind



Ob Lifestyle-Magazin Taff oder ProSieben-Show, Rebecca Mir ist neben ihrer Arbeit als Model als Moderatorin gefragt

Dinge, die sie nicht nachvollziehen kann. Vielleicht liegt es auch daran, dass sie selbst aufgrund ihrer Haut- und Haarfarbe schon einmal als fremd wahrgenommen wurde, obwohl sie in Deutschland geboren ist. Da war sie sieben Jahre alt und darüber sehr traurig.

Heute sind diese Haut und dieses Haar ihr Kapital. Obwohl Rebecca selbst eher klassischen Schönheitsvorstellungen entspricht, beobachtet sie neue aufregende Trends in der Modewelt: „Wir sehen immer mehr Plus-Size.Models auf den Laufstegen. Kurvige Frauen sind superschön“, findet sie. „Heute werden Ecken und Kanten gesucht. Nimm zum Beispiel Winnie Harlow“, macht Rebecca deutlich, wie sich die ästhetischen Ideale wandeln. Die weißen Flecken auf der dunklen Haut wurden zum Markenzeichen des kanadischen Topmodels.

Vieles von ihrer Weltoffenheit verdankt sie ihrem Vater: „Er ist muslimisch, aber trotzdem sonntags mit uns in die Kirche gegangen. Wir feiern jedes Jahr zusammen Weihnachten.“ Dass Vielfalt zu Hause nie ein Problem war, sondern immer eine Bereicherung, wird auch in dieser kleinen Episode aus Rebeccas Kindheit deutlich: „Mein Vater ist mit einem Esel zur Schule geritten. Darum habe ich ihn als Kind total beneidet. Ich hatte nur mein Fahrrad.“ ●

more

[www.liliandjesko.com](http://www.liliandjesko.com)



**Klaus Mellenthin** lebt und arbeitet als freier Fotograf in Berlin. Er bezeichnet sich selbst als Menschenfotograf und versteht seine Arbeit als visuelles Geschichtenerzählen. Seit 2018 ist er im Bundesvorstand des BFF (Bund freischaffender Fotografen und Filmgestalter). Für MISEREOR reiste er bereits nach Burkina Faso, Brasilien, Vietnam und in den Libanon.

# #Mein Lieblingsstück

**Clara Fischlein, 20**

Philosophie-Studentin aus Berlin

**D**iese bunte Hemdbluse war ein Zufallsfund, in einer Kiste im Keller. Meine Mutter wollte sie erst nicht hergeben. Aber ich bin drangeblieben. Nach anderthalb Jahren hat sie die Bluse dann endlich rausgerückt.

Ich trage sie jetzt seit drei Jahren. Generell versuche ich möglichst wenig neue Kleidung zu kaufen. Wegen der Fast-Fashion-Industrie und wegen der Umwelt. Außerdem möchte ich nicht jeden neuen Trend mitmachen.

Ich mag es auch, wenn Kleider eine Geschichte haben. Diese Bluse hatte meine Mutter bei den ersten Demos gegen den Irakkrieg getragen, vor etwa 30 Jahren. Und ich habe sie bei meiner Abiturprüfung angezogen. So kommen neue Geschichten hinzu. Diese Bluse ist übrigens das Kleidungsstück, auf das ich am häufigsten angesprochen werde. Klar, sie ist bunt und auffällig. Aber vielleicht fällt den anderen ja auch auf, dass sie ein besonderes Kleidungsstück für mich ist.

Protokoll und Foto: Bettina Flitner

„Ich mag es, wenn Kleider eine Geschichte haben.“



Text von Monika Rech-Heider

# ZEIGT HER EURE SCHRÄNKE

Während im Globalen Norden  
die Kleiderschränke überquellen,  
besitzen die Menschen im Globalen Süden  
kaum Kleidungsstücke zum Wechseln.  
Stimmt das?

**S**pätestens, seit Marie Kondo mit ihren Aufräummethoden weltweit bekannt wurde und ihre Lasst-los-Philosophie es samt praktischer Ordnungsanleitung über Netflix in jedes Wohnzimmer schafft, scheint sich die Wahrnehmung zu bestätigen: In der gesamten westlichen und wohlhabenden Hemisphäre quellen die Kleiderschränke über. Gleichzeitig gehen wir davon aus, dass Menschen aus dem Globalen Süden mit diesem Luxusproblem nichts zu tun haben.

Stimmt das? Hans Rosling, bis 2017 Professor für internationale Gesundheit am Karolinska Institutet und Direktor der Gampinder-Stiftung in Stockholm, hielt nichts von dieser Einteilung

in ‚wir hier‘ und ‚die dort‘. Von ‚Norden‘ und ‚Süden‘, ‚reich‘ und ‚arm‘, von ‚Erster‘ und ‚Dritter Welt‘. Sein Buch „Factfulness“, 2018 erschienen, ist sein Vermächtnis. Es zeigt: Wenn wir Fragen über den Zustand der Welt beantworten sollen und einzuschätzen versuchen, wie Menschen anderswo leben, liegen wir regelmäßig falsch.

Das liegt daran, dass unsere Vermutungen oft instinktiv erfolgen – und damit häufig die Wirklichkeit übersehen. Denn die Welt ändert sich schneller als unser Denken darüber, was dazu führt, dass wir falsche Kategorisierungen benutzen, etwa die, bei uns seien alle Leute reich und im Süden alle arm. Doch die Welt ist

Wenn wir einschätzen wollen, wie Menschen anderswo leben, liegen wir regelmäßig falsch

wohlhabender geworden, die Kluft zwischen arm und reich kleiner. Mit Hilfe von Grafiken hat sich Hans Rosling lange Zeit bemüht, diese faktenbasierte Weltansicht zu vermitteln. Ein Projekt seiner Schwiegertochter Anna Rosling Rönnlund versucht nun, diese Wirklichkeit mit Fotos noch greifbarer zu veranschaulichen.

Im „The Dollar Street Project“ dokumentieren 30.000 Fotos aus 50 Ländern



\$30  
Malawi



\$245  
India



\$840  
China



\$7 433  
Jordan



\$31  
India



\$254  
Bolivia



\$897  
Mexico



\$6 256  
Romania

Fotos: iStock.com (li.), The Dollar Street Project (re.)

**Von arm bis reich –  
30.000 Fotos aus 50 Ländern  
dokumentieren die Lebenswirklichkeit  
von 264 Familien**



\$50  
Papua New Guinea



\$201  
Nepal



\$1 040  
United Kingdom



\$3 755  
South Africa



Fotos: The Dollar Street Project

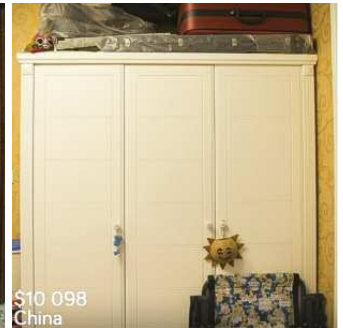
\$27  
Burundi



\$251  
Rwanda

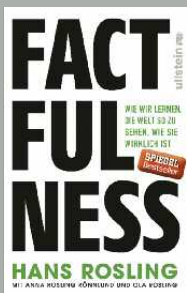


\$897  
Mexico



\$10 098  
China

Zum Weiterschauen  
The Dollar Street Project  
[www.gapminder.org/  
dollar-street/matrix](http://www.gapminder.org/dollar-street/matrix)



Zum Weiterlesen  
Hans Rosling:  
Factfulness.  
Wie wir lernen,  
die Welt so zu sehen,  
wie sie wirklich ist.  
Ullstein Verlag 2018

die Lebenswirklichkeit von 264 Familien. Diese Familien leben in der Vorstellung entlang einer einzigen langen Straße, der ‚Dollar Street‘. Die funktioniert so: Die Hausnummern werden von links nach rechts gezählt, die Einkommen entsprechen den Hausnummern. Die Ärmsten wohnen links, die Reichsten rechts, die meisten irgendwo dazwischen. Die Erkenntnis des Projekts: Die Lebensstile der Familien in ganz unterschiedlichen Ländern ähneln sich bei gleichem Einkommen – vom Sessel bis zur Zahnbürste, vom Bett bis zum Fahrrad. Das bedeutet, ähnliche Einkommen führen weltweit zu einem vergleichbaren Lebensstil, während sich das Leben der Menschen innerhalb der Länder gewaltig unterscheiden kann – je nachdem, zu welcher Einkommensschicht sie gehören.

Vergleicht man die Kleiderschränke einer Familie mit Einkommen von 4.000 bis 10.000 Dollar pro Monat, so ähneln sie sich von Pakistan über Schweden, USA, Mexiko bis nach Indien. Blickt man auf die Jacken von Fa-

milien mit 650 bis 1.000 Dollar Einkommen pro Monat, so sieht man auch hier Vergleichbares von Kasachstan, über Rumänien, Großbritannien bis nach Südkorea. Und umgekehrt: Betrachtet man die Schuhe von Menschen aus Afrika und differenziert nach Einkommen, so findet man neben Flipflops auch polierte Maßschuhe.

Was leider immer noch gilt: Die geringsten Einkommen finden sich auch auf der Dollar Street in Afrika und Indien. Und in den Niederlanden verdient niemand unter 1.000 Dollar im Monat. ●



**Monika Rech-Heider** ist freie Journalistin, Autorin und Bloggerin in Köln, wenn sie nicht gerade unterwegs ihre Erlebnisse festhält. Hans Rosling hat ihre Perspektive erweitert:

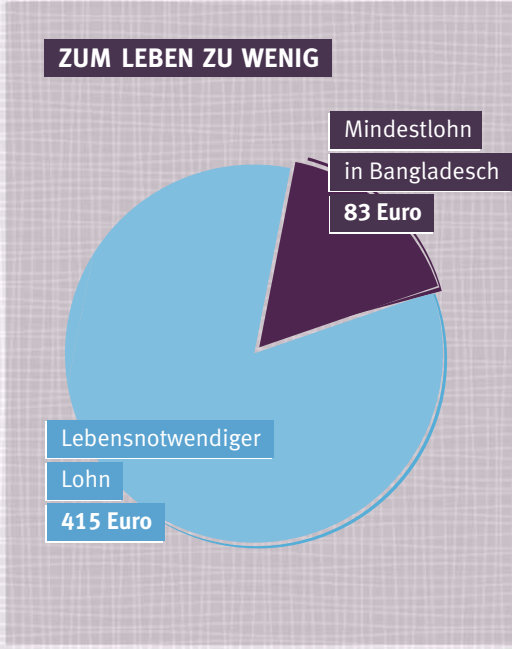
Auch dann, wenn man sich sicher wähnt, ganz genau zu wissen, wie der Hase läuft, schlägt der wieder einen unvorbereiteten Haken. So einfach ist die Sache mit der Wahrheit eben nicht!

# VOLLSTOFF

Textilindustrie  
in Deutschland und in Bangladesch

Die Textilproduktion wandert dorthin, wo die Löhne am niedrigsten sind. So war es vor mehr als 100 Jahren in Deutschland und ist es heute in Bangladesch. Und wo das Elend besonders groß ist, sind es auch die Missstände: Arbeiterinnen ohne Rechte, verheerende Produktionsbedingungen. Andererseits steht die Textilindustrie oft am Anfang einer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. So hat sich in Bangladesch die Armut von 1990 bis 2013 halbiert. Weniger Kinder sterben, doppelt so viele gehen zur Schule. Seit 2013 gibt es ein Arbeitsschutzabkommen – das allerdings zunehmend politisch unter Druck steht.

**80%**  
der Beschäftigten  
in der Textilindustrie-  
sind Frauen, die meisten  
zwischen 18 und  
24 Jahre alt



\*Deutschland: durchschnittliche Monatslöhne bzw. unterster Tariflohn, Bangladesch: Mindestlohn

Quellen: bpb, BMWF, FAZ, BGME, Clean Clothes Campaign, Fast Fashion MK&G Hamburg, Grafikidee: Sichttagation, Foto: getty images/Frédéric Soltan

Beim Wiener Modelabel MILCH gibt es das erste aus einer einzigen Anzug-hose geschneiderte Etuikleid, gefüttert mit einem Oberhemd



# ENT-SCHEIDUNG IM KLEIDERSCHRANK



„Slow Fashion ist doch bloß ein Hype und keine wirklich nachhaltige Mode.“ Stimmt das? Modejournalistin **Heike Baier** hat für frings Urteile und Vorurteile über nachhaltige Mode einmal gründlich auf links gedreht.

**E**s ist schwer genug, beim Modeeinkauf richtig und falsch mit auf dem Schirm zu haben: Ethical Fashion, Fair Fashion, Green Fashion, Social Fashion – ein richtiger Begriffs-Dschungel, in dem man sich schnell verirrt, während man eigentlich nur mal wieder etwas Neues zum Anziehen sucht und dabei weder Menschen noch Umwelt ausbeuten möchte. Und jetzt also auch noch: Slow Fashion. Was ist das überhaupt und wozu ist es gut?

Um es einfach zu sagen: Slow Fashion ist das Gegenkonzept zu Fast Fashion, die jeder kennt: T-Shirts und Hosen zu spottbilligen Preisen, die von Menschen am anderen Ende der Welt zu beschämend niedrigen Löhnen zusammengenäht wurden. Kleidung, die wir ein paarmal tragen, bevor wir sie wieder ausrangieren, weil sie auseinanderfällt, sowieso

nie richtig gepasst hat oder die Farbe schon wieder out ist. Ex und hopp eben. Slow Fashion will diese völlig überdrehten Mode-Konsumzyklen wieder abbremser. Die britische Forscherin Kate Fletcher prägte den Begriff 2006. Analog zur Slow-Food-Bewegung geht es darum, weniger, dafür aber sorgfältiger

hergestellte Kleidung zu kaufen. Mode, die etwas mehr kostet, aber im Gegenzug unter menschenwürdigen und ökologischen Bedingungen produziert wird. Und uns mit besseren Stoffen und ausgereiftem Design länger zufriedenstellt.

Ist es also Slow Fashion, wenn ich mir ein schönes T-Shirt etwa von Armed Angels oder irgendeinem anderen Öko-Label kaufe? Es ist ein Teil davon, die erste Hälfte. Denn Slow Fashion schaut nicht nur auf die Herstellungskette von Mode und darauf, aus ihr den hohen Zeit- und Kostendruck zu nehmen. Ebenso wichtig ist die zweite Hälfte, die Zeitspanne nach dem Einkauf und die Frage: Wie stellen wir es an, unsere Kleidung länger zu nutzen und insgesamt weniger zu konsumieren? Entschleunigung im Kleiderschrank. Dass die Produktion von Stoffen ungeheure Mengen an Res-

**Thekla Wilkening, Gründerin der Kleiderlei, stellt die individuelle Miet-Garderobe STAY AWHILE zusammen – immer für einen Monat**



Foto: Alexander Probst/Reiendia GmbH

ourcen und Chemie verschlingt, ist bekannt. Auch bei ökologischer Herstellung fällt noch Einiges an. Deshalb wächst das Bewusstsein dafür, dass es unverantwortlich ist, wenn Kleidungsstücke nach kürzester Zeit im Müll landen. Genau das passiert. Die Umweltorganisation Greenpeace hat in einer Konsumenten-Befragung 2015 errechnet, dass von den 5,2 Milliarden Klamotten in hiesigen Schränken 40 Prozent selten oder nie getragen werden. Der Durchschnitts-Deutsche kauft 27 Kilo Kleidung jährlich und sortiert davon nach zwölf Monaten schon wieder 14,8 Kilo aus – das ist mehr als die Hälfte.

Auf diese Weise landen Jahr für Jahr über eine Million Tonnen Mode in deutschen Altkleidersammlungen, hat der Dachverband Fairwertung ausgerechnet. Dank sinkender Preise und schnellerer Trendwechsel hat sich die globale Bekleidungsproduktion seit der Jahrtausendwende mehr als verdoppelt. Ein immenser Berg, das begreifen auch immer mehr Menschen aus der Modebranche. Die britische Designerin und Punk-Ikone Vivienne Westwood fasste den Kern-

Die Kern-  
botschaft von  
Slow Fashion:  
Weniger ist  
mehr



**Gute Qualität erlaubt Reparaturen: Patagonia fährt jeden Winter mit einem Repair-Truck durch europäische Skigebiete**

and make it last.“ Dummerweise entpuppt sich Letzteres als schwierigste Übung von allen.

Wie bekommt man es hin, seine Kleidung länger zu nutzen? Auf jeden Fall braucht man dazu wieder Mode in besserer Qualität, die auch nach ausgiebigem Tragen noch gut aussieht. Die würden wir dann bei einer gerissenen Naht nicht gleich wegwerfen, sondern – Achtung, altmodisches Wort – reparieren. So jedenfalls die Hoffnung der Mode-Entschleuniger. Einige Firmen setzen das bereits um. Outdoor-Spezialist Vaude etwa bietet für seine Funktions-Kleidung einen Reparatur-Service an; das amerikanische Label Patagonia tourt

gedanken von Slow Fashion bereits vor einigen Jahren so zusammen: „Buy less, choose well and make it last.“ Dummerweise entpuppt sich Letzteres als schwierigste Übung von allen. Wie bekommt man es hin, seine Kleidung länger zu nutzen? Auf jeden Fall braucht man dazu wieder Mode in besserer Qualität, die auch nach ausgiebigem Tragen noch gut aussieht. Die würden wir dann bei einer gerissenen Naht nicht gleich wegwerfen, sondern – Achtung, altmodisches Wort – reparieren. So jedenfalls die Hoffnung der Mode-Entschleuniger. Einige Firmen setzen das bereits um. Outdoor-Spezialist Vaude etwa bietet für seine Funktions-Kleidung einen Reparatur-Service an; das amerikanische Label Patagonia tourt jeden Winter mit einem Re-

Als Absolution für hemmungslosen Konsum taugt Recycling nicht

Wie stellen wir es an, unsere Kleidung länger zu nutzen und insgesamt weniger zu konsumieren?

pair-Truck durch europäische Skigebiete. Doch meist ist es gar nicht die kaputte Naht, derwegen ein Teil in den Altkleidersack wandert. Es genügt schon ein gewisser Überdruß an seiner vielleicht nicht mehr topmodischen Farbe. Das System Mode basiert auf dem eingebauten Verfallsdatum: Je trendiger ein Kleidungsstück, desto schneller ist es wieder out, desto schneller verdient die Industrie am nächsten Einkauf. Das gilt für ökologisch korrekte Firmen ebenso wie für konventionelle. Doch auch Verfechter von Slow Fashion sind realistisch genug, um zu wissen: Mode als Mittel der Selbstdarstellung und sozialen Abgrenzung lässt sich nicht einfach abschaffen.

Die Bewegung sucht deshalb nach neuen Geschäftsmodellen, die das Bedürfnis nach Wechsel mit Nachhaltigkeit verbinden. „Upstyling“ etwa, das Umschneidern oder neu Einfärben vorhandener Kleidungsstücke in Repair-Cafés und als Zusatzangebot wie beim Berliner Start-up Silfir. Leihen und Tauschen – etwa auf

Tauschparties oder in Form eines Abos bei Mietservices wie STAY AWHILE oder myonbelle, die Kunden monatlich mit einer Kiste neuer Outfits versorgen. Auch die gute alte Secondhand-Mode erlebt derzeit bei jüngeren Konsumenten ein Revival: Wer ethisch etwas auf sich hält, kauft „Vintage“ – entweder auf Flohmärkten oder online auf Kleiderkreisel.

Und schließlich geht es Slow Fashion auch darum, seine Garderobe von Anfang an so intelligent aufzubauen, dass nicht dauernd der Wunsch nach Neuem entsteht. Die hohe Kunst besteht darin, einen übersichtlichen Bausatz von Basics im Schrank zu haben, die zeitlos und leicht kombinierbar sind. Eine „capsule wardrobe“, wie Modeblogger es nennen: Die perfekt passende Jeans, das weiße T-Shirt, der schwarze Blazer, mit denen sich dann wenige, modisch auffällige „Statement-Pieces“ mühelos kombinieren lassen.

Und was ist mit recycelter Mode, der ebenfalls gerne das Slow-Fashion-Mäntelchen umgehängt wird? Es lohnt sich, genauer hinzusehen. Upcycling ist eine gute Lösung, das Leben eines Stoffes in anderer Gestalt zu verlängern: Wenn

gebrauchte Anzughosen zu Damenkleidern umgeschneidert werden wie beim Wiener Label MILCH oder aus abgelegten Blaumännern ein neues Sakko-Unikat entsteht (Reclothing), dann ist das ökologisch sinnvoll. Ebenso wie Stoffabfälle aus Konfektionsbetrieben zu vernähen, denn beim Zugschnitt von Kleidungsstücken bleiben durchschnittlich 25 Prozent Reste übrig. Allerdings wird sich dieses Upcycling immer in kleinen Stückzahlen abspielen.

Beim Recycling sieht es anders aus: Könnten wir aus ausrangierten Shirts wieder nagelneue Shirts herstellen, wäre das die ultimative Lösung. Oder nicht? Firmen wie H&M

Mode als Mittel der Selbstdarstellung und sozialen Abgrenzung lässt sich nicht einfach abschaffen

tauschen zwar mit dem Kreislaufversprechen fleißig Altkleidung gegen Einkaufsgutscheine, womit sie gleich den nächsten Konsum ankurbeln und ein gutes Gewissen gratis mitliefern. In Wirklichkeit aber werden bislang nicht einmal 0,1 Prozent der eingesammelten Kleidung weltweit wieder zu Stoffen recycelt, schätzt die britische Ellen MacArthur

Foundation. Wenn wir sogenannte recycelte Klamotten kaufen, sind diese in aller Regel aus Plastikflaschen hergestellt. Es lässt sich darüber streiten, ob man diese Flaschen nicht lieber in lokalen Systemen wiederverwenden oder wenigstens als Flasche recyceln sollte. Als Absolution für hemmungslosen Konsum taugt Recycling jedenfalls nicht.

Fazit: Weniger ist mehr. Diese Kernbotschaft von Slow Fashion ist alles andere als ein Hype, sondern überlebenswichtig – für die Umwelt ebenso wie für die Modekultur. Mit ödem Verzicht hat das nichts zu tun: Wer seiner Kleidung Wertschätzung entgegenbringt, sie kritisch auswählt und mit langem Atem trägt, der hat auch wieder echte Lieblingsteile im Schrank. Und die machen einfach Spaß. ●



Foto: GEPA – The Fair Trade Company/J. Stummvoll

Mit dem fairen Handel unterstützt der modebewusste Konsument gute Produktionsbedingungen, hier eine Tasche der GEPA

## meinung.



Foto: Kind/MISEREOR

### Kann Fast Fashion fair sein?

**Nein.** Fairer Handel ist mit dem Geschäftsmodell der „schnellen“ Mode nicht vereinbar. Im Gegenteil: Fast Fashion bietet ein verheerendes Gesamtbild einer kurzsichtigen, nicht nachhaltigen Industrie. Es gibt wenige lobenswerte Unternehmen in der Nische, aber sie kommen dort nicht heraus und können vermutlich keine wichtige Größe erreichen.

Weshalb Mode und Fairer Handel so schlecht zusammenpassen: Die serienmäßige Herstellung von Mode wurde in den letzten Jahrzehnten ausgelagert und globalisiert. Die Verantwortung für die Lieferkette ist nicht mitgewachsen. Die Einkäufer der Modelabels haben den Auftrag, ihre Einkaufspreise zu senken, für nachhaltigen Einkauf gibt es kaum Anreize. Verstöße gegen Verletzungen der Menschenrechte, zum Beispiel bei Arbeitsschutz oder Überstunden werden nur zum Teil geahndet. Sobald Löhne in den Produktionsländern steigen, lässt man die Zulieferer im Stich und wechselt rasch ins nächste Billigland. Der Faire Handel dagegen fordert langfristige und verlässliche Handelsbeziehungen.

Wir fordern die großen Modeunternehmen auf: Meldet euch bei Fairtrade Deutschland, führt faire Kleidung ein und entgiftet eure Produktionsstätten. Tut es jetzt. Aber sie tun es nicht, weil die Unternehmen dann ihr Geschäftsmodell aufgeben müssten.

Solange „schnelle“ Mode das Geschäft beherrscht, wird es keine oder kaum faire Produktionsbedingungen geben. Deshalb ist jede/r Einzelne gefragt, beim Einkaufen nachzudenken – und seine Kleidungsstücke nicht nach einmaligem Tragen wegzwerfen.

**Thomas Antkowiak**

MISEREOR-Geschäftsführer für Fairen Handel und Vorsitzender der Gesellschafterversammlung der GEPA



## #Mein Lieblingsstück

**Dione Wilson, 39**

Besitzerin einer Kunstgalerie  
in Douala, Kamerun

**F**ür mich muss Mode eine Bedeutung haben, die einen an die wichtigen Dinge erinnert, wenn man sie trägt. Dieses Hemd habe ich genäht, als die politische Krise in Kamerun begonnen hat. Teile des Landes wollen sich abspalten, es gab dort viele Tote. Ich erwische mich in diesen Tagen oft dabei, dass ich deshalb schwarze Kleidung trage. Fast wie einen Trauerdress. Ich will das aber nicht akzeptieren. Uns Menschen in Kamerun verbindet so viel, das möchte ich zeigen.

Also habe ich mir 40 Stoffe aus allen Teilen des Landes besorgt und sie zu dieser Bluse zusammengenäht. Das weiße Muster am Ärmel symbolisiert die Strände von Douala, an der Schulter siehst du eine Hibiskus-Pflanze, die weit entfernt in den Bergen wächst. Nur zusammen bilden sie ein wunderbares Stück Kleidung. Siehst du, wie farbenfroh dieses Hemd ist? Wie schön das Leben sein könnte?

Protokoll: Christian Putsch

„Siehst du,  
wie schön das Leben  
sein könnte?“

# GUT! ZU WISSEN!



## NUR IN DER NISCHEN GROSS

Jeans und T-Shirts aus Bio-Baumwolle gibt es inzwischen fast überall zu kaufen. Und der Markt wächst: um zehn Prozent im vergangenen Jahr. Trotzdem wird bis heute nur ein Prozent der gesamten Baumwollproduktion nach den Richtlinien des ökologischen Landbaus angebaut. Die Hälfte der weltweit produzierten Bio-Baumwolle kommt aus Indien.

Quelle: 2018 Organic Cotton Market Report

## WEIT GEREIST

Über 90 Prozent der in Deutschland verkauften Kleidungsstücke werden im Ausland hergestellt. Mehr als 50 Prozent davon stammen aus China, der Türkei und Bangladesch.

Quelle: Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

## VON DER HOSE ZUM PUTZLAPPEN

In Deutschland landen jedes Jahr eine Million Tonnen Klamotten in Altkleidersäcken. Maximal 15 Prozent der Kleidung werden in Deutschland oder Westeuropa als Second-Hand-Ware weiterverkauft. Bereits leicht abgetragene oder unmodische Ware geht nach Osteuropa oder Afrika. Aus Kleidung mit Löchern oder Flecken werden Putzlappen, Dämmung oder Brennmaterial.

Quelle: Perspective daily

14 Tage benötigen große Modeketten, um eine neue Kollektion auf den Markt zu bringen. Mittlerweile produzieren sie bis zu zwölf Kollektionen pro Jahr. Und verkaufen sie auch: 60 Kleidungsstücke kauft jeder Mensch in Deutschland durchschnittlich in einem Jahr. 40 Prozent davon bleiben im Schrank und werden nie getragen: Das macht zusammen eine Milliarde neue, aber unbenutzte Kleidungsstücke.

Quelle: Fast Fashion. Die Schattenseiten der Mode. Ausstellung im Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln 2019

# HÄNGEN LASSEN

## QUALITÄT ZÄHLT AUCH BEI ALTKLEIDERN

Achten Sie bei Altkleider-Containern auf das Siegel des Dachverbands FairWertung. Darin haben sich Organisationen zusammengeschlossen, die für soziale Zwecke wirtschaften. Und spenden Sie nur Kleidung, die in erstklassigem Zustand ist: Alles andere verursacht unnötige Kosten für die Sammler. Abgabestellen unter altkleiderspenden.de

Quelle: FairWertung e. V.



„Was im Leben zählt, ist nicht, dass wir gelebt haben. Sondern, wie wir das Leben von anderen verändert haben.“

Nelson Mandela

# MITMACHEN

Mit **2 €** helfen.

Einmal Pommes im Stadion kostet

**2 Euro**

helfen mir von der Straße auf den Sportplatz.

Mit zwei Euro helfen

Die 2-Euro-Aktion vereint Menschen, die mindestens zwei Euro im Monat spenden. Mit den Spenden unterstützt MISEREOR Projekte für Kinder- und Jugendliche, etwa in Jugendzentren in Ruanda oder ein Straßenkinderprojekt in Indien. Je mehr sich an der 2-Euro-Aktion beteiligen, desto mehr Projekte werden unterstützt. Auch wer mehr als zwei Euro im Monat geben will, ist willkommen.

[www.2-euro-helfen.de](http://www.2-euro-helfen.de)

Ein Bier in meiner Lieblingskneipe kostet

**2 Euro**

helfen mir, gesund zu werden.

Mach mehr aus deinen 2 Euro. Werde auch du Weltbessermacher!

Mit **2 €** helfen.

MISEREOR

**MISEREOR**  
IHR HILFSWERK

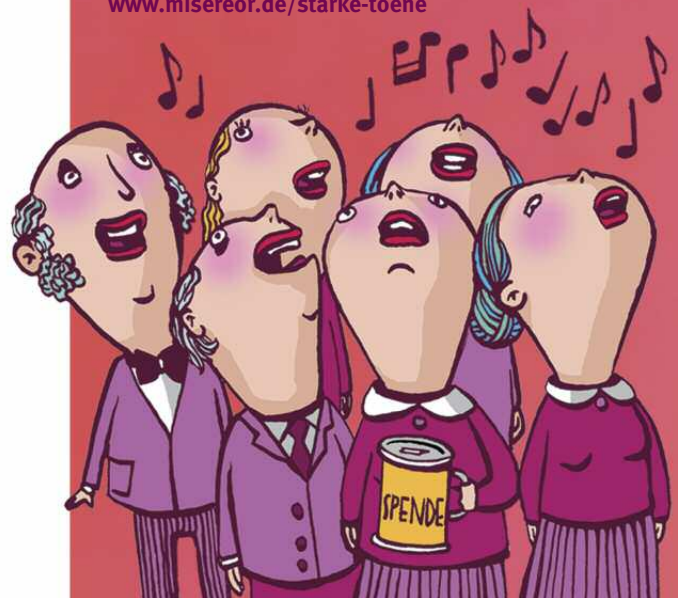
**STARKE TÖNE**

Gemeinsam.  
Singen.  
Gutes tun.

## Das Mitsing-Konzert

Trauen Sie sich! Kommen Sie zusammen in der Gemeinde, im Freundeskreis oder in der Lieblingskneipe und singen Sie zusammen Lieblingslieder und Evergreens! Egal ob Hobbysänger, Schul- oder Kirchenchor: Singen, Musizieren und dabei Gutes tun machen Spaß. Lassen Sie sich vom Chor oder dem Musikverein unterstützen. Werfen Sie die Texte bekannter Lieder an die Wand und singen Sie zusammen. Am Ende lassen Sie eine Spendendose herumgehen für ein MISEREOR-Projekt Ihrer Wahl. Das sind Starke Töne! Mehr zur Aktion:

[www.misereor.de/starke-toene](http://www.misereor.de/starke-toene)



# UNTERSTÜTZEN



Foto: Harms/MISEREOR

## Kenia

### Zukunft für Straßenkinder

In Nairobi kümmert sich das „Rescue Dada Centre“ besonders um Mädchen, die auf der Straße leben. Streetworker, Lehrer und Psychologinnen begleiten die ehemaligen Straßenkinder auf ihrem Weg in ein geordnetes Leben. Vor allem Schulunterricht ist für die jungen Frauen von der Straße wichtig. Im Anschluss können sie eine staatlich anerkannte Ausbildung zur Friseurin, Kosmetikerin oder Sekretärin machen. Die Absolventinnen sind in Nairobi begehrte Arbeitskräfte. Hier können Sie dieses Projekt direkt unterstützen:

[www.misereor.de/kenia](http://www.misereor.de/kenia)

## Libanon

### 500.000 Flüchtlingskinder

Kein anderes Land hat so viele Flüchtlinge aus Syrien aufgenommen wie der Libanon. Hunger, Kälte und Krankheiten sowie ihre unverarbeiteten Fluchterfahrungen belasten viele Familien sehr. MISEREOR-Partnerorganisationen betreuen und versorgen die Menschen. Sie helfen Flüchtlingskindern, ihre Schrecken zu überwinden und wieder zur Schule zu gehen. Auf dieser Seite können Sie sich weiter informieren und spenden:

[www.misereor.de/libanon](http://www.misereor.de/libanon)



**1.212 Projekte**

hat MISEREOR im vergangenen Jahr gefördert:

in Afrika, Süd- und Mittelamerika, dem Nahen Osten, Asien und der Pazifikregion.

# WISSEN



## Unabhängig geprüft

Jedes Jahr durchläuft MISEREOR eine externe Wirtschaftsprüfung. Dabei geht es nicht nur ums Geld: Unabhängige Gutachter untersuchen auch, ob und wie erfolgreich die einzelnen Projekte sind. Die Ergebnisse zeigen im Detail, was MISEREOR verändern muss und welche Ansätze erfolgreich sind.

[www.misereor.de/jahresbericht](http://www.misereor.de/jahresbericht)



Fotos: Harms/MISEREOR



# KINDER HINTER GITTERN

In der philippinischen Metropole Manila werden Minderjährige in Jugendstrafanstalten weggesperrt. Der Schauspieler **Dietmar Bär** hat sie dort besucht.

Text von Hilja Müller | Fotos von Raffy Lerma



## Ein Großteil der Kinder landet selbst für geringste Vergehen im Knast, manchmal zusammen mit erwachsenen Schwerverbrechern

**A**n der Straßenecke grüßt ein meterhohes Schild mit der Aufschrift: „Welcome to Mandaluyong, the child friendly city“. Mandaluyong ist ein Stadtteil der philippinischen Kapitale Manila – einer Millionenmetropole, in der Zehntausende Kinder auf der Straße ums Überleben kämpfen und Hunderttausende in Slums unter miserablen Umständen aufwachsen. Dabei sind die Philippinen ein kinderfreundliches Land, Kinder gelten als ein Geschenk Gottes. Große Familien sind die Regel, doch ein Viertel der Eltern lebt mit seinen Kindern unterhalb der Armutsgrenze. In den Slums Manilas herrschen Frustration und Perspektivlosigkeit, die nicht selten in Gewalt umschlagen. Kinder brechen aus Geldnot die Schule oft nach vier oder fünf Jahren ab, vor allem Jungen laufen weg aus einem Zuhause, das keines ist.

Auch Roel\* zog das Leben auf der Straße dem Ausharren in seiner Familie vor. Seine Mutter starb, als er vier war. Die Stiefmutter lehnte den Jungen ab und misshandelte ihn. Er fand Unterschlupf bei seiner mittellosen Oma, die mit dem verstörten Jungen und der Pflege ihres todkranken Mannes

### Jeder Tag ist ein Kampf ums Überleben in diesen Höhlenlöchern

allerdings völlig überfordert war. Immer seltener ließ sich Roel blicken, draußen fand er Freiheit und Freunde. Nun sitzt der schwächliche Teenager nach langer Zeit mal wieder in dem kleinen, vollgestopften Raum seiner Großeltern. Seit Monaten hat er seine Oma nicht gesehen, doch Wiedersehensfreude kommt keine auf. Roel schaut auf die nackte Birne an der Decke, knetet seine Hände und wünscht sich weit weg. Er ist nicht alleine gekommen an diesem Tag, eine ganze Gruppe Besucher ist da, das Gespräch führt Father Shay Cullen. Der irische Priester hat vor mehr als vier Jahrzehnten die Organisation PREDA gegründet, in deren Heimen Psychologen und Sozialarbeiter Kinder betreuen, die sie aus der Prostitution oder den notorisch überfüllten Gefängnissen des Inselstaates gerettet haben. So wie Roel, der bereits seit einem Jahr bei PREDA lebt. Nun müsste er Platz machen für andere Kinder in Not. Doch seine Oma lehnt ab: „Ich schaffe das nicht.“ Father Shay Cullen sieht ein, dass eine Familienzusammenführung zwecklos ist: „Er bleibt bei uns, ok?“, sagt er zu der erleichterten Filipina.

„Roel ist ein typischer Fall“, sagt der weißhaarige Priester und zuckt die Schultern. „Bei PREDA ist er sicher besser aufgehoben“, kommentiert jemand aus der Gruppe, die nun draußen in der tropischen Hitze steht. Es sind Mitarbeiter von MISEREOR und Mitglieder des Vereins „Tatort – Straßen dieser Welt“. Die PREDA-Unterstützer sind aus Deutschland angereist, zu ihnen gehört auch der aus der Krimireihe „Tatort“ bekannte Schauspieler Dietmar Bär. Für den Kölner TV-



PREDA-Gründer Pater Shay Cullen und Schauspieler Dietmar Bär besuchten die Jungen im PREDA-Boys-Home in Olonghapo

Kommissar ist das Treffen eine Herzensangelegenheit: „Ich bin nicht zum ersten Mal hier“, erzählt Bär, während er seinen Strohhut lupft und sich den Schweiß abwischt. Sein Engagement geht auf die Tatort-Dreharbeiten in Manila Ende 1997 zurück, in denen es um Kinderprostitution ging. „Die ungeheuren Ausmaße dieser Problematik und die Slums haben uns schockiert, zugleich haben wir aber auch PREDA kennengelernt.“ Wieder in Deutschland gründeten Dietmar Bär, Klaus J. Behrendt und Joe Bausch den Verein, der eng mit der philippinischen Kinderschutzorganisation zusammenarbeitet.

„Seither komme ich regelmäßig hierher. Es scheint, als ob die Probleme nicht weniger werden. Jetzt will die Regierung Duterte auch noch das Mindestalter für die Strafmündigkeit senken“, ärgert sich der Schauspieler. In der Tat erleben die Philippinen unter dem seit 2016 regierenden Präsidenten Rodrigo Duterte eine bedenkliche Entwicklung. Sein Krieg gegen Drogenkriminalität hat nach Angaben von Men-

\* Name von der Redaktion geändert

## PREDA

Die Organisation PREDA (People's Recovery, Empowerment Development Assistance Foundation) wurde 1973 vom irischen Pater Shay Cullen gegründet. Die Kinderschutzorganisation hat im Kampf gegen Kinderprostitution und andere Menschenrechtsverletzungen internationale Aufmerksamkeit erlangt. Sie setzt sich unter anderem für die Befreiung von Minderjährigen aus unterschiedlichen Missbrauchssituationen wie in philippinischen Jugendstrafanstalten ein. PREDA bietet Unterstützung in Rechtsfragen und bei Gerichtsverhandlungen. Im Boys-Home und im Girls-Home von PREDA bekommen die Kinder ein neues Zuhause und durch Schule und Ausbildung eine Lebensperspektive.



Die Jungen werden missbraucht, eingesperrt und herumgeschubst: Seelische und körperliche Verwundungen sind die Folge

schenrechtsorganisationen bereits mehr als 20.000 Tote gefordert. Damit nicht genug: Der Hardliner hat seinem Wahlvolk eine landesweite Säuberungsaktion versprochen, er will Korruption und Kriminalität ausrotten. Im Visier hat Duterte auch Minderjährige, er will per Gesetz das Strafmündigkeitsalter von 15 auf zwölf Jahre herabsetzen. Nachdem das Unterhaus schon zugestimmt hatte, scheiterte das Gesetz in der letzten Amtsperiode im Senat. Allerdings hat Senator Tito Sotto III mittlerweile einen neuen Vorschlag eingereicht, der eine Strafmündigkeit ab zehn Jahren vorsieht.

„Dabei ist die Situation in den Gefängnissen doch schon prekär genug, das haben wir heute früh ja gesehen“, erinnert Bär an den Besuch einer Jugendstrafanstalt im Westen Manilas. Dort mangelt es an allem – an Platz, Personal, Ausstattung und Geld. Pro Tag und Häftling habe man nur 50 Eurocent zur Verfügung, beklagt eine Sozialarbeiterin.

Im zweiten Stock des verkommenen Gebäudes dürfen Bär und seine Mitstreiter in eine kahle Zelle, in der etwa ein Dutzend Jungen eingesperrt sind. Sie haben nicht einmal das nötigste Mobiliar, keine Betten, Tische oder Stühle. Ihre wenigen Habseligkeiten sind in ein kaputtes Regal gestopft. Es ist drückendheiß, hinter einer Tür ist das Klo, aus dem es

Polizisten am Eingang und vergitterte Fenster – sieht so ein Haus der Hoffnung aus?

scharf riecht. Ausgang haben die Jungen nur selten, ihr Leben spielt sich auf diesen wenigen Quadratmetern ohne jede Ablenkung ab. Sie warten wochen- und monatelang auf ihre Anhörung oder einen Prozess, Kollateralschäden des überforderten bürokratischen Justizsystems. Einigen werden Kapitalverbrechen vorgeworfen, andere wurden wegen Bagatelldelikten eingesperrt. Aggressionen und Frust sind ebenso wie Hunger ständige Begleiter der jungen Missetäter. Längst nicht alle werden von ihren Familien besucht und mit Essen versorgt. Als Dietmar Bär beginnt, mitgebrachte Snacks zu verteilen, ist er rasch umringt. Die kräftigen Jungen langen zuerst zu, sie stehen in der Hackordnung klar oben.

Ein schmaler Junge steht abseits, traut sich nicht heran. Father Shay Cullen erkennt die Situation: „Den müssen wir rausholen. Ich bin mir sicher, dass er Misshandlungen durch die anderen ausgesetzt ist.“ Zwölf Jahre ist der Knirps, sein Vergehen: Er hat die nächtliche Ausgangssperre von Dutertes Regierung missachtet. Der PREDA-Leiter und sein





Beim Besuch zu Hause wird klar: Die Wohnverhältnisse sind beengt, Armut und Perspektivlosigkeit an der Tagesordnung

Team haben bereits Tausende Kinder aus philippinischen Gefängnissen gerettet, in der Hauptstadt kennen sie die Gefängnisse ebenso wie die zuständigen Richter. Während Father Shay im Büro mit der Gefängnisleitung spricht, kommt Pedro\* schüchtern die Treppe hinunter, in der Hand hält er eine Plastiktüte mit seinen Sachen. „Hoffentlich schafft Shay das“, sagt Bär, während er und seine Gefährten auf die Tür schauen, hinter der das Schicksal des Jungen verhandelt wird. Es dauert nicht lange, dann muss Pedro wieder nach oben steigen, zurück in die Zelle. „Die zuständige Beamtin ist heute nicht da“, sagt Cullen, „aber wir dürfen ihn beim nächsten Mal mitnehmen.“ Eigentlich, so erklärt der 76-Jährige, dürfte Pedro gar nicht in diesem Gefängnis sein. Nach dem noch geltenden Gesetz müssen Jugendliche unter 15 Jahren von der Polizei in von größeren Gemeinden getragenen, sogenannten „Bahay Pag-Asa“ abgegeben werden, Häusern der Hoffnung. Statt der vom Gesetz vorgeschriebenen 146 Jugendheime gibt es landesweit aber lediglich acht, die eine staatliche Akkreditierung haben. „Deswegen landet ein Großteil der Kinder selbst für geringste Vergehen im Knast, manchmal zusammen mit erwachsenen Schwerverbrechern. Jeder Tag ist ein Kampf ums Überleben in diesen Höllenlöchern. Die Kleinsten werden geschlagen, unterdrückt und sexuell missbraucht. Das ist die Realität, die die Politiker nicht sehen wollen“, erklärt Father Shay Cullen.

Ein staatlich genehmigtes Bahay Pag-Asa befindet sich in Mandaluyong, unweit jenes Schildes, das den Stadtteil als kinderfreundlich lobt. Doch der Besuch ist für Dietmar Bär und seine Begleiter ernüchternd. Polizisten am Eingang und vergitterte Fenster – sieht so ein Haus der Hoffnung aus? Im Innern werden 16 Kinder und Jugendliche festgehalten, „ich habe auch schon bis zu 35 betreuen müssen“, erzählt Cecilia Urbano, die einzige Sozialarbeiterin des Hei-

Es scheint, als ob die Probleme niemals weniger würden

mes. „Ist das jetzt besser als Gefängnis?“, fragen sich manche Besucher. Die Perspektiven der Kinder sind keinen Deut besser: „Ich habe zu entscheiden, wann ein Kind gehen darf. Oder muss. Denn die meisten haben keine intakte Familie, kein Zuhause.

Entweder sie kehren zu ihrem alten Leben auf der Straße zurück oder PREDA nimmt sie auf. Der Staat bietet keine Hilfe an“, erzählt Urbano.

Für Father Shay Cullen und seine Unterstützer von MISE-REOR und dem Tatort-Verein endet der Tag dennoch mit einem kleinen Erfolg. Einer der Jungen darf die Einrichtung verlassen und in das Boys-Home in Castillejos, Zambales, einziehen, wo er Tage ohne Gewalt und Überlebenskampf, regelmäßige Mahlzeiten und eine Schulausbildung bekommen wird. Erleichterung macht sich breit, die ermatteten Besucher freuen sich über die Freilassung des jungen Filipino. Einmal mehr nimmt Dietmar Bär seinen Strohhut ab, um sich den Schweiß abzuwischen. Er sei happy, dass ein Kind jetzt „in Sicherheit“ sei. Denn das eigentliche Haus der Hoffnung ist PREDA, nicht das Bahay Pag-Asa in Manila. ●



Eine Schulausbildung, sichere Lebensverhältnisse, regelmäßiges Essen und Zuwendung tragen Früchte bei den Jungen



Hilja Müller lebt seit 2002 in Asien und hat bisher von drei sehr unterschiedlichen Standorten aus berichtet: Tokio, Peking und Manila. Ihre Artikel erscheinen in deutschsprachigen Printmedien wie der ZEIT, taz, Le Monde Diplomatique, Zürcher Sonntagszeitung, Der Standard oder Flutter. Hilja Müller ist die Autorin der Marco-Polo-Reiseführer Philippinen und Tokio.



Raffy Lerma lebt und arbeitet als freiberuflicher Fotojournalist in Manila. Seit 2017 ist er selbständig als Teil der sogenannten „Nightshift Group“, die sich um die fotografische Dokumentation des Drogenkriegs auf den Philippinen bemühen. Dabei entstand sein bislang bekanntestes Foto, das als Symbolbild eindringlich das Leid der Opfer dokumentiert.

\* Name von der Redaktion geändert



# MANEGE FREI

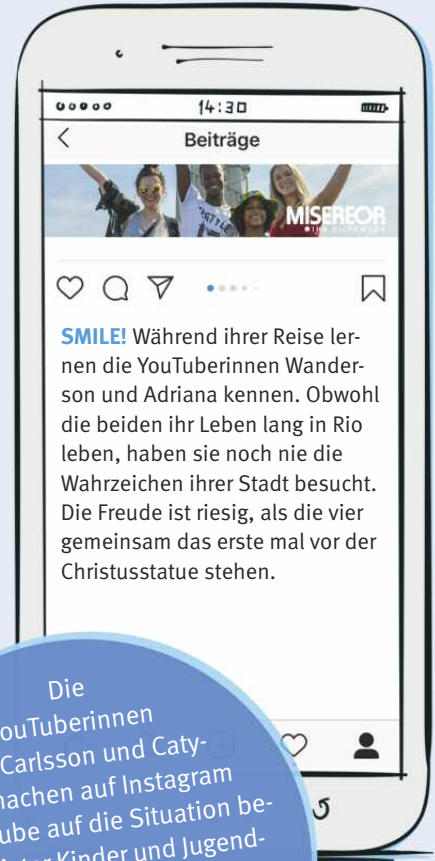
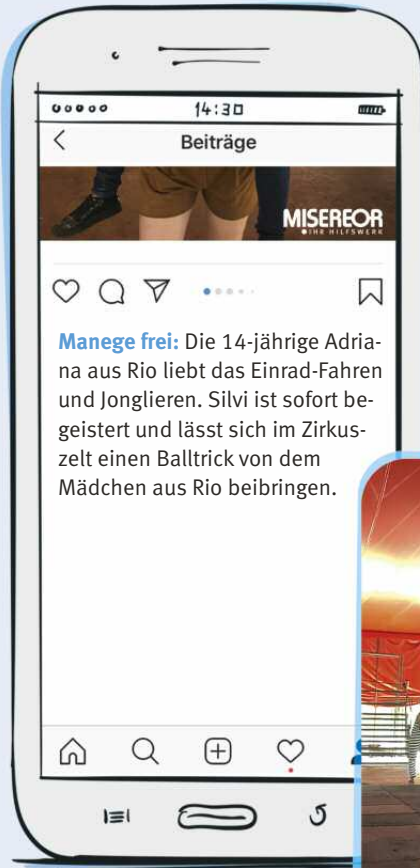
## ★ IM ARMENVIERTEL ★

Rio de Janeiro – das steht für Zuckerhut, Copacabana und Samba. Die YouTuberinnen **CatyCake** und **Silvi Carlsson** haben mit MISEREOR auch die Schattenseite der Metropole kennengelernt. Armut, Gewalt und Kriminalität stehen in den Favelas auf der Tagesordnung. Doch es gibt auch Perspektiven: Ein Zirkuszelt mitten im Armenviertel.



„Die Kluft zwischen Arm und Reich in Rio ist riesengroß. Für mich war es bewegend zu sehen, wie gut wir es eigentlich haben.“

Silvi Carlsson



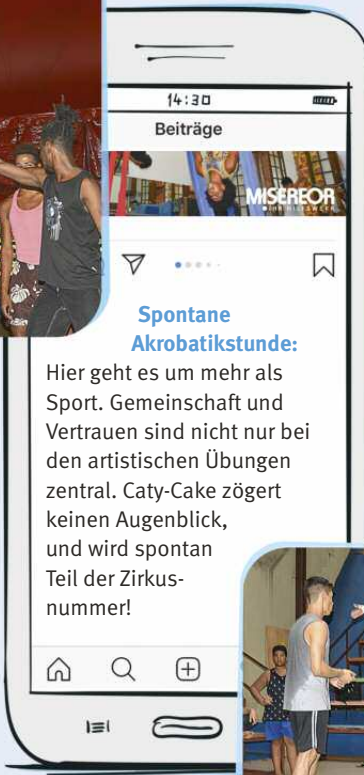
**Spontane Akrobatikstunde:**

Hier geht es um mehr als Sport. Gemeinschaft und Vertrauen sind nicht nur bei den artistischen Übungen zentral. Caty-Cake zögert keinen Augenblick, und wird spontan Teil der Zirkusnummer!



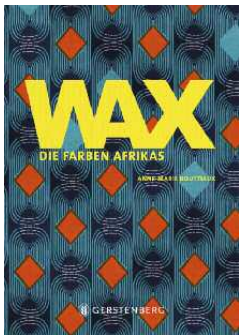
Die YouTuberinnen Silvi Carlsson und Caty-Cake machen auf Instagram und YouTube auf die Situation benachteiligter Kinder und Jugendlicher aufmerksam und rufen zu einer Spendenaktion auf.

Film ab unter [www.misereor.de/rio](http://www.misereor.de/rio)



# WAX

## DIE FARBEN AFRIKAS



### Kulturübergreifende Mode – Über die Grenzen hinwegsehen

Anne-Marie Bouttiaux erzählt die Geschichte der farbenprächtigen, als typisch afrikanisch geltenden Wachsstoffe. Designhistorikerin **Elisabeth Hackspiel-Mikosch** hat sich das Buch angesehen.

**D**ank der Globalisierung erfahren wir immer mehr über fremde Kulturen und lassen uns von ihnen in der Mode inspirieren. Dass dieses Phänomen schon seit Jahrhunderten existiert, zeigt ein spannendes Buch von Anne-Marie Bouttiaux. In „Wax. Die Farben Afrikas“ schreibt die Anthropologin und Kunsthistorikerin über die als typisch afrikanisch geltenden, leuchtend bunten Wachsstoffe, bekannt als Waxprints. Sie sind überwiegend in Westafrika beliebt und begeisterten sogar Nelson Mandela. Dabei handelt es sich bei ihnen eigentlich um ein Produkt des internationalen Austauschs und kolonialen Handels, dessen Ursprung weit zurückliegt.

Schon im 17. Jahrhundert stellten Handwerkerinnen im heutigen Indonesien feine Batikstoffe her. In der Reservefärbetechnik malten sie mit flüssigem Wachs Muster auf die Stoffe, das sie nach dem Färben wieder herauslösten. Aus der damals niederländischen Kolonie gelangten die Stoffe nach Europa. Von dort aus versuchten Unternehmen im 19. Jahrhundert die exotischen Textilien durch preiswerte Industrieware vom Markt zu drängen. Was in Indonesien nicht gelang, glückte in Afrika. Afrikanische Soldaten und Plantagenarbeiter hatten die begehrten Batikstoffe aus Indonesien nach Afrika mitgebracht. Als Folge entstanden überwiegend unter der Leitung holländischer und englischer Unternehmen eigene Firmen in Afrika, die die Waxprints

für den afrikanischen Markt herstellten. Die farbenfrohen Muster florierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und wurden zum Zeichen afrikanischer Identität. Seit den 1950er Jahren jedoch erlitten viele Länder Afrikas einen wirtschaftlichen und politischen Niedergang aufgrund des rücksichtslosen spätkolonialen Raubbaus ihrer Bodenschätze. Der massenhafte Import westlicher Altkleidung zerstörte letztlich auch die Wertschöpfungskette der textilen Produktion in Afrika. Viele Fabriken mussten schließen.

Heutzutage stellt die niederländische Firma Vlisco die hochwertigen Waxprints in aufwendiger Wachs-Färbetechnik für den afrikanischen Markt her. Dort gelten sie als ein besonderes gesellschaftliches Standeszeichen. Preiswerte Varianten sind die sogenannten Fancy-Prints, die teils noch in Afrika produziert werden. Die großen bunten Muster der Wax- und Fancy-Prints nehmen oft symbolische oder politische Bedeutungen an.

In ihrem reich illustrierten Buch erläutert Bouttiaux anhand der Geschichte der Waxprints anschaulich die komplexen Verflechtungen der Globalisierung. Einfühlsam stellt sie die Kleidung aus diesen Stoffen als ein Zeichen kultureller Identität dar, die inzwischen auch Künstler und internationale Modedesigner für sich entdeckt haben – vom britisch-nigerianischen Künstler Yinka Shonibare hin zum Label Noh Nee, das in München Dirndl aus Waxprints gestaltet. ●



Kleid *Minnie Bell*  
(100 % holländisches Wax),  
Sommerkollektion 2012  
von Reuben Reuel,  
Brooklyn, New York

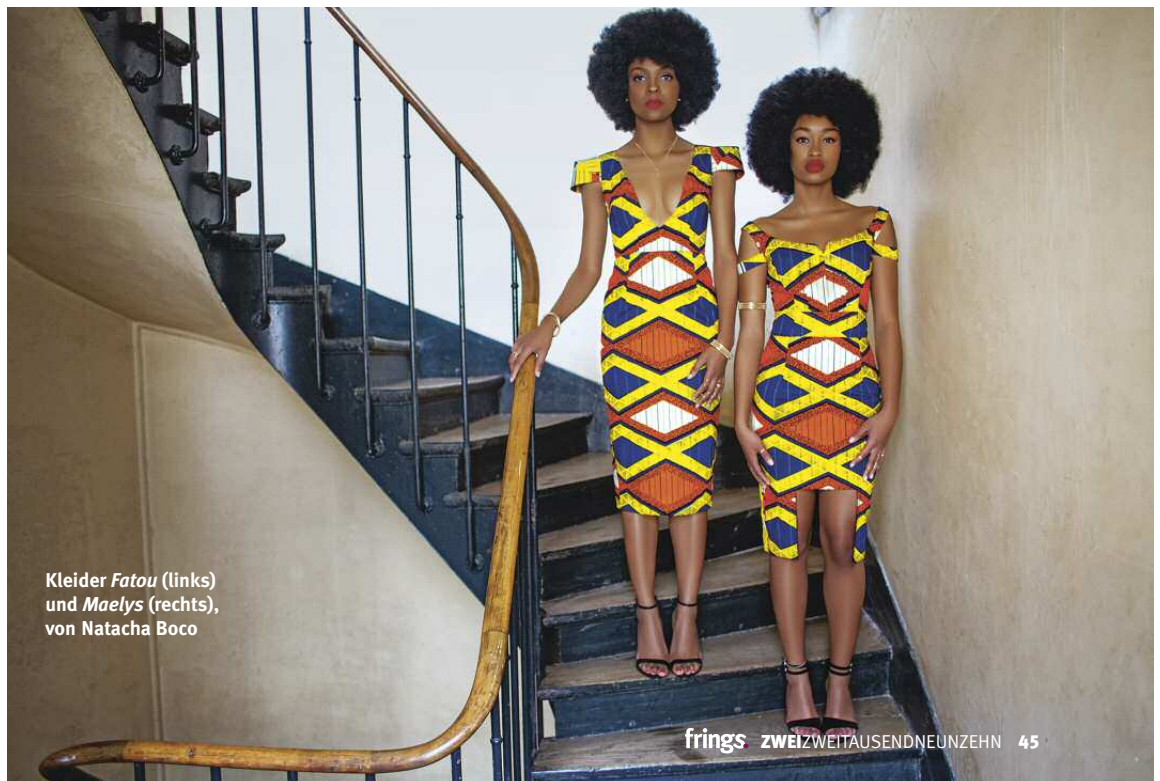


Nahil und Faiz,  
De la Sébure, Paris

Fotos: Kira Chemille für Demestik by Reuben Reuel (li.), Bernie Seb (re.), Diane Ngako für BY Natacha Boco (u.)

## WAX Die Farben Afrikas

Anne-Marie Bouttiaux,  
Gerstenberg 2019,  
192 Seiten,  
durchgehend farbig,  
gebunden,  
32,00 Euro.



Kleider *Fatou* (links)  
und *Maelys* (rechts),  
von Natacha Boco



# AUS DEN SCHRANKTIEFEN

Unglaublich, was sich im Laufe der Zeit im Kleiderschrank so alles ansammelt. Unser Autor stellt sich den Mode- und Konsumsünden seiner Vergangenheit.

Von Till Raether | Illustration von Kat Menschik



**E**s gibt für mich eine ganz klare Regel, wenn es darum geht, ob ich mir was Neues zum Anziehen kaufe oder nicht. Sie lautet: nur, wenn ich dafür etwas Altes aussortiere, verschenke, spende oder etwas zerschissen ist und unbedingt ersetzt werden muss. Eine schöne Regel, finde ich. Leider quillt mein Kleiderschrank über vor Ausnahmen.

Und ich kann nicht einmal erklären, warum ich so viele Ausnahme-Anzihsachen besitze. Vielleicht liegt es daran, dass ich Einkaufen hasse. Weil ich in jedem Geschäft eine andere Größe habe, weil ich mich im Spiegel nicht von hinten sehen will, erst recht nicht im oft grausamen Licht der Umkleidekabinen. Paradoxerweise führt ausgerechnet meine Einkaufsabweigung zu diesem ungewollten Textilüberschuss in meinem Besitz. Denn das Einkaufen von Kleidung ist mir ein solcher Horror, dass ich jedes Mal zuschlage, sobald ich etwas halbwegs Passendes oder Schönes sehe, weil ich

denke: Nimm mit, dann hast du das hinter dir. Oder noch besser: Nimm lieber gleich zwei davon, wenn dir schon mal was passt.

Handelsübliche Kleiderschränke sind sehr tief, sodass man im Laufe der Zeit eine Art doppelte Tuchführung anfängt: vorne die Sachen, die man gern und häufig anzieht, dahinter, im Dunkeln versteckt, die Sachen, von denen man sich nicht trennen kann, die man aber auch nicht jede Woche, jeden Monat oder jedes Jahrzehnt anziehen will. Gegen das, was sich dort verbirgt, ist die Tiefsee vergleichsweise gut erforscht (immerhin zu fast fünf Prozent). In den Tiefen liegt zum Beispiel ein hellbeiger Zopfpullover, der noch aus der Zeit stammt, als ich dachte, ich würde vielleicht eines Tages wie ein Kapitän mit Tagesfreizeit aussehen wollen. Lange her. Ach ja, und diese Dreiviertelhose, die ich in meiner Vorstellung mit Espadrilles kombinieren wollte. Das könnte man von der Mode her jetzt schon wieder machen, aber wenn

ich ehrlich bin, möchte ich es noch weniger und es würde mir noch weniger gut stehen als 2009. Und Hemden. Ach, Hemden! Wie viele Berufe wollte ich noch ergreifen, in wie vielen Büros sitzen, mit all diesen Hemden?

Man muss dazu sagen, dass ich zehn Jahre lang erst einen und dann zehn Jahre einen anderen Hemden-Tick hatte. Erst trug ich ausschließlich gestreifte Hemden, quasi bei Tag und bei Nacht, und in einer späteren Phase dann hell- bis mittelblaue Hemden. Nun ruhen Dutzende dieser Hemden ordentlich gefaltet in der dunklen Tiefsee meines Kleiderschranks, weil ich denke, vielleicht passen oder gefallen sie mir eines Tages wieder.

Hin und wieder, alle paar Jahre vielleicht, bekomme ich einen Rappel, wie wir Kleiderschrankübersorgten es nennen, und miste aus. Was ja bereits das falsche Wort ist. Denn es ist kein Mist, der da lagert, das Zeug ist ja noch gut. Ich reiße aus dem Schrank, was hinten geschlummert hat, und in





einem plötzlichen Blitzlicht der Selbsterkenntnis weiß ich, dass ich in Wahrheit nichts davon je wieder anziehen werde.

Während mir all dies vor dem offenen Kleiderschrank durch den Kopf geht, kommt meine Tochter herein, elf Jahre alt und durch YouTube zu einer Art Königin des Selbstermachens ausgebildet. Sie schnappt sich ein paar Sachen: „Dieses Hemd kann ich zum Malen anziehen, das T-Shirt nehme ich zum Schlafen und aus der Shorts nähe ich mir einen Scrunchie.“ Ich war in Gedanken schon dabei, die Sachen zu spenden, auch wenn ich weiß, dass Zopfpullover und Dreiviertelhosen eigentlich nicht gebraucht werden, wo Kleidernot am Mann ist.

Also ist es gut, wenn man Elfjährige mit Upcycling- und Recyclerfahrgung im Haus hat. Sie schlägt mir vor, mit meinen Freunden ein Tauschtreffen zu machen. „Stephan und Wido haben doch auch Sachen, die sie nicht mehr anziehen, und dann trifft ihr

euch einfach und tauscht.“ Ich bin skeptisch. Schließlich will ich mich ja nicht mühsam von meinem alten Kram trennen, um den Schrank anschließend mit dem alten Kram meiner Freunde wieder vollzustopfen.

Meine Tochter erinnert daran, dass meine Schwester einen hohen Verschleiß an Arbeitshemden habe. Stimmt, sie ist Tischlerin. Und ich freue mich immer, wenn ich alte Sachen an ihr sehe: Es ist, als bekäme man doppelt Besuch, von der geliebten Schwester und dem geliebten abgelegten Hemd. Also wandern acht bis zehn von ihnen schon mal auf den Schwesterstapel. Dann fischt meine Tochter ein paar T-Shirts heraus und sagt: „Erinnerst du dich noch an die Kartoffelstempel, die wir früher gemacht haben? Und die Flicker zum Aufbügeln?“ Sagen wir mal so: Die aufgehübschten Hemden ziehe ich bestimmt nicht zu Kundenterminen an, aber mit Textilfarbe und Bügelflicker verziert amüsieren sie mich und machen mir

Freude, was man nicht von ihnen sagen konnte, als sie noch trostlose Schranktiefenbewohner waren.

Am Ende der Altkleiderberatung passiert noch etwas Seltsames, fast Wunderbares: Meine Tochter findet ein paar wirklich unverhandelbar scheußliche Dinge, die sich selbst nach ihren Worten „nur noch als Putzlappen“ eignen. Dann hält sie kurz inne, denkt nach und sagt: „Darf ich?“ und geht mit einem hellgelben T-Shirt, das ich niemals getragen habe, zum allerersten Mal im Leben ihr Fahrrad putzen. ●



**Kat Menschik** arbeitet bereits seit 1999 als freiberufliche Illustratorin in Berlin. Sie studierte Kommunikationsdesignerin und zeichnet für Zeitungen, Magazine und Buchverlage, unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. Seit 2016 veröffentlicht Kat Menschik mit „Klassiker der Weltliteratur“ ihre eigene Buchreihe im Berliner Galiani-Verlag.

frings. ZWEIZWEITAUSENDNEUNZEHN 47

# WERT DER DER MODE

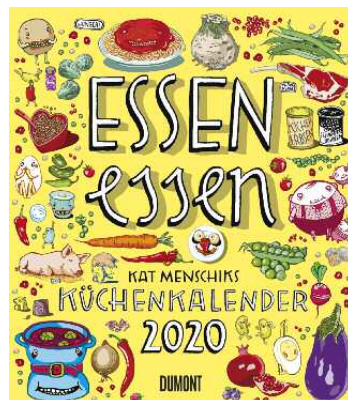
Wer hat's gesagt?

„Selbst die Ärmsten der Armen legen größten Wert auf ihre Würde, und individuelle und erschwingliche Kleidung verleiht Würde.“

Dieses Zitat\* stammt von

- a** Ciani-Sophia Hoeder, Mode-Bloggerin und Autorin aus Berlin
- b** Reason Vilakazi, Mode-Designer aus Soshanguve, Pretoria, Südafrika
- c** Hans Rosling, Autor und bis zu seinem Tod Direktor der Gapminder-Stiftung aus Stockholm

\*Sie finden es in dieser Ausgabe.



## Zu gewinnen gibt es

**1. Preis: Merinoschal des Fairhandelshauses GEPA**  
Faire Mode für den Winter: In Indien ersetzen Merinoschals in der kühleren Jahreszeit oft einen Mantel. Der schöne weiß-graue Schal wird in Kolkata per Hand gewebt.

**2. Kat Menschiks Küchenkalender 2020**  
Ein Kalender mit köstlichen Rezepten aus der Küche von Kat Menschik, sehr persönlich geschrieben und gestaltet von der bekannten Illustratorin, die wieder unsere Kolumnen-Seite gestaltet hat.

**3. WAX Geschenkpapier-Heft**  
Zehn Bögen mit hochwertigem Geschenkpapier im Bogenformat 50 x 70 cm sind in diesem Heft versammelt – zauberhafte afrikanische Motive für viele schöne Geschenkmomente.

**Einsendeschluss ist der 15. Januar 2020**  
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Wir speichern Ihre Daten nur zur Durchführung der Verlosung. Wenn Sie weitere Informationen zu MISEREOR erhalten wollen, vermerken Sie unter dem Lösungswort „Ja“. Sie können die Einwilligung jederzeit widerrufen.

Senden Sie die Lösung an:

[magazin@misereor.de](mailto:magazin@misereor.de)  
oder  
**Bischöfliches Hilfswerk  
MISEREOR**  
Redaktion  
Magazin „frings“  
Mozartstraße 9  
52064 Aachen





# MISEREOR

• IHR HILFSWERK

- ist das katholische Werk für Entwicklungszusammenarbeit für Menschen in Afrika und dem Nahen Osten, Asien und Ozeanien, Lateinamerika und der Karibik;
- leistet seit über 60 Jahren Hilfe zur Selbsthilfe durch gemeinsame Projekte mit einheimischen Partnerorganisationen;
- setzt sich mit den Menschen in Deutschland für weltweite Gerechtigkeit und Solidarität ein;
- besitzt mit derzeit 5,9 Prozent an Kosten für Verwaltung, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit das Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI).



**Spendenkonto**  
DE75 3706 0193 0000 1010 10



Das Umweltmanagement von MISEREOR ist nach EMAS geprüft und zertifiziert.

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Bischöfliches Hilfswerk MISEREOR e.V.; **Redaktion:** Beate Schneiderwind (verantwortl.), Michael Mondry, Birgit-Sara Fabianek, Marianne Pötter-Jantzen, Dr. Kerstin Burmeister; **Grafische Gestaltung:** Anja Hammers; **Repro:** Roland Küpper, type & image, Aachen; **Druck:** Evers-Druck GmbH, ein Unternehmen der Eversfrank Gruppe, Meldorf; Gedruckt auf Papier aus ökonomisch, ökologisch und sozial nachhaltiger Waldbewirtschaftung; **Herstellung und Vertrieb:** MVG Medienproduktion und Vertriebsgesellschaft, Aachen.

**Zuschriften an**  
MISEREOR, Mozartstraße 9, 52064 Aachen,  
magazin@misereor.de



## Abo für mich!

Sie möchten keine Ausgabe von frings verpassen? Über [magazin@misereor.de](mailto:magazin@misereor.de) können Sie unter dem Stichwort „Abo“ ein kostenloses Abonnement bestellen (und jederzeit wieder kündigen).



**FÜR EINE FREIE,  
OFFENE UND  
GERECHTE  
GESELLSCHAFT.**

**ZUHAUSE  
UND WELTWEIT!**

MISEREOR wendet sich entschieden gegen  
Ausgrenzung, Populismus und Brandstifter –  
auf der Straße, in der Gesellschaft und  
in den Parlamenten.

**MISEREOR**  
● IHR HILFSWERK